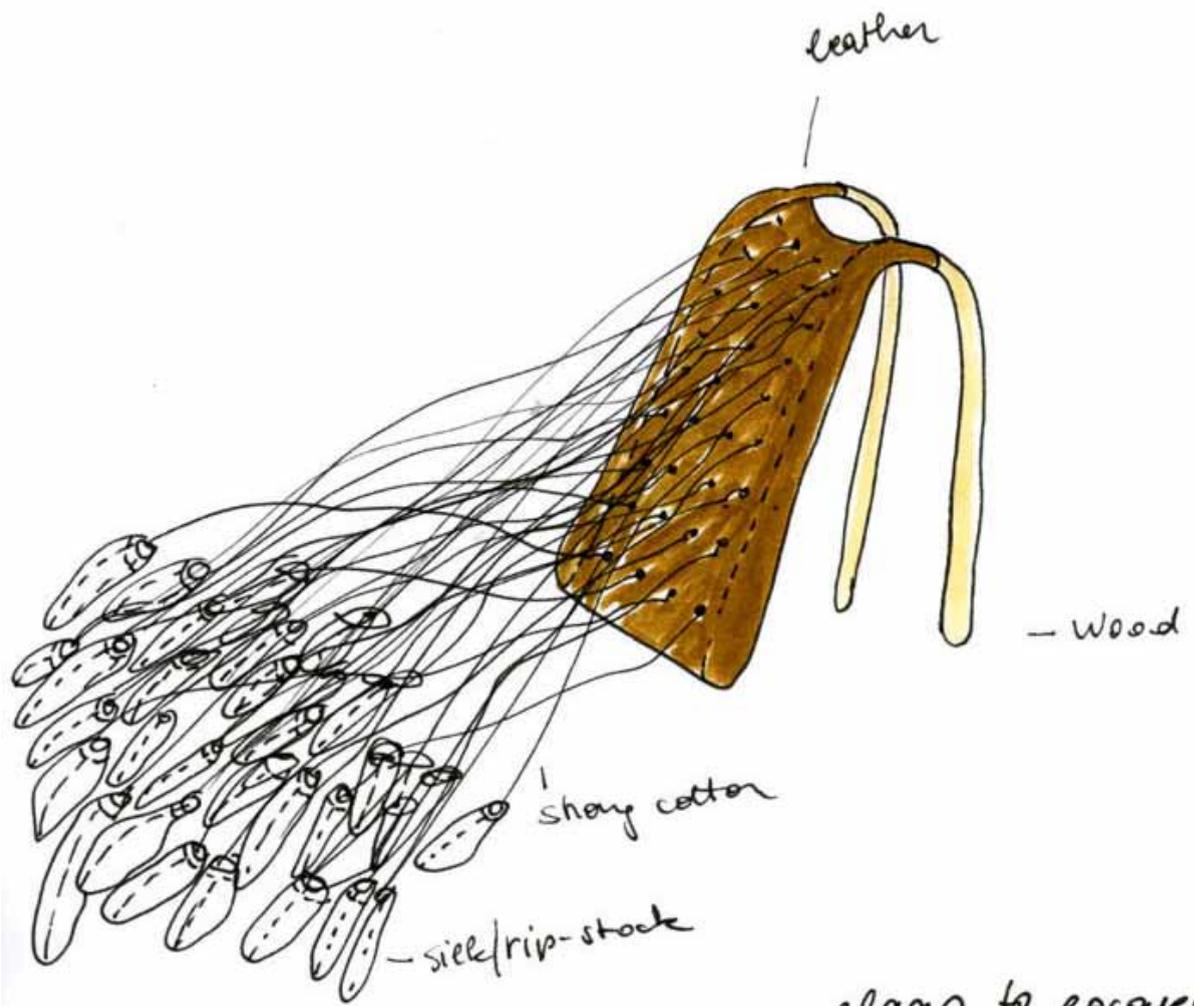


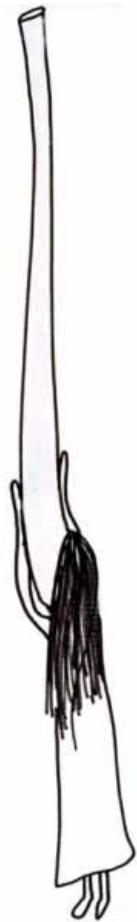
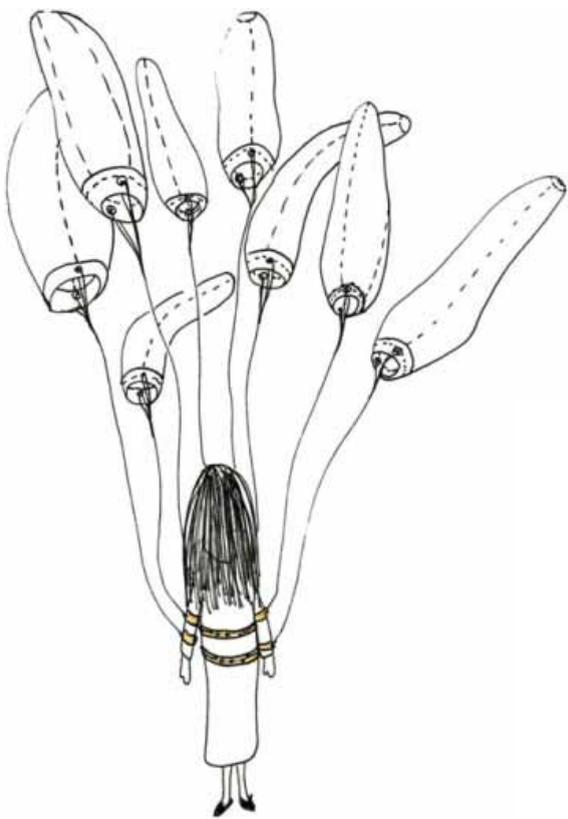
alpenrosen

Jahresschrift für Frauenkultur 2014





plans to escape



the chair, which wanted to escape...

alpenrosen
Jahresschrift für Frauenkultur 2014

Impressum

© **alpenrosen** 2014
alle Rechte bei den Autorinnen

Autonome Provinz Bozen – Südtirol
Abteilung Deutsche Kultur
Andreas-Hofer-Straße 18
I-39100 Bozen

kultur@provinz.bz.it

Konzept und Redaktion
Susanne Barta

Projektleitung und Lektorat
Alexandra Pan

Fotos
Ulrike Bernard

Umschlagbild außen und innen
Ingrid Hora

Grafisches Konzept und Gestaltung
Gino Alberti

Druck und Herstellung
Fotolitho Varesco / Auer

Diese Publikation erscheint einmal jährlich.
Auflage: 6.000

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die magische Zahl Sieben dieser neuen Ausgabe der **alpenrosen** ist für mich Anlass, auf ein sehr schönes Kulturprojekt zurück zu blicken, das ich als Kulturlandesrätin angeregt habe und das mir wichtig war. Seit dem ersten Erscheinen zum Internationalen Frauentag am 8. März im Jahr 2008 haben in den Ausgaben bis 2014 insgesamt 77 Kulturfrauen den Raum dieser Frauenkultur-Nische nutzen können, den ihnen die Redakteurin und die Journalistinnen und Publizistinnen eingeräumt haben. Darunter sind Kulturfrauen, die aus Südtirol stammen und anderswo leben ebenso wie Frauen, die anderswo geboren wurden und heute in Südtirol Kultur mit gestalten.

Dass ihre Werke, ihre Anliegen und ihre Biografie sichtbar und zugänglich sind, ist bis heute selbst mitten in Europa keine Selbstverständlichkeit. Diese Sichtbarkeit haben andere Kulturfrauen als Politikerinnen, Verwalterinnen und Journalistinnen ermöglicht: Frauen für und mit Frauen.

Das Leben und Werk all dieser Künstlerinnen und Kulturfrauen der unterschiedlichsten Disziplinen ergibt heute eine große Datenbank weiblicher Sichtbarkeit und Relevanz, die weiter bestehen bleibt. Mit dieser neuen Ausgabe kommen noch zehn weibliche Positionen und damit Kulturbiografien dazu. Ihre Profile fügen sich Blüte für Blüte zu einem schönen und wichtigen **alpenrosen**-Strauß, fügen sich in die Ausgabenreihe einer weiblichen Tirolensie der besonderen Art, die literarische Texte, Essays und Interviews verbindet.

Ich danke der Redaktion herzlich und wünsche auch dieser Ausgabe den verdienten Erfolg und viele Leserinnen – und auch Leser.



Sabina Kasslatter Mur

Editorial

„Ich wünsche mir, dass ich mit dem, was auf mich zukommt, gut umgehen kann. Dass ich berufliche Angebote oder Begegnungen, die mich freundlich anschauen, als solche erkenne. Dass es mir gelingt, in schwierigen Dingen, die ich machen muss, etwas zu finden, das leicht ist.“ Diese Aussage der in den **alpenrosen** 2014 portraitierten Schauspielerin Krista Posch möchte ich voranstellen. Sie steht exemplarisch für die Haltung vieler „Alpenrosen“. Über 70 Portraits von Südtiroler Kulturfrauen sind in diesem Rahmen bereits entstanden. Das Projekt **alpenrosen** ist mit der Legislatur von Landesrätin Sabina Kasslatter Mur verknüpft; sie hat den Auftrag zur Konzeptentwicklung einer jährlich erscheinenden Frauenkulturzeitschrift gegeben. Ihre Amtszeit ist zu Ende, nach sieben Ausgaben gehen auch die **alpenrosen** in dieser Form zu Ende. Ziel war es, Frauen im Kulturbereich Sichtbarkeit zu verleihen, zu zeigen, was vor und hinter den Kulissen geleistet wird. Und wie es konkret gelebt wird. Diese Sichtbarkeit ist heute gegeben, das wage ich zu behaupten.

Das Cover dieser Ausgabe hat Ingrid Hora gestaltet, die Portraitfotos Ulrike Bernhard gemacht; beide Künstlerinnen leben in Berlin. Die zehn Interviewportraits sind auch dieses Jahr wieder vielfältig und unterschiedlich wie die Kultur selbst: Von der jungen Regisseurin Anna Heiss, über die Seiserin Trudi Fulterer, die die letzte ist, die Turmkappen für Trachten stricken kann, bis zur umtriebigen Kulturveranstaltungsbesucherin Südtirols Irene Folie Dejaco. Im Text von Sonja Eismann „It’s not just boys’ fun. Wie der Pop zum Feminismus kam“ blickt die „Missy“-Herausgeberin zurück in die Geschichte des Feminismus, auf das Heute und in die Zukunft. Und kommt zum Schluss: „Aktuell sind junge Feministinnen so sichtbar und aktiv wie lange nicht mehr“. Und das Schöne: Sie haben dabei auch ziemlich viel Spaß. Den zweiten Text hat die junge Autorin Carla Thuile verfasst, es geht darin um einen jungen Mann und seine Auseinandersetzung mit dem Vorbild seiner Jugend.

Ich bedanke mich bei allen, die in diesen Jahren das Erscheinen der **alpenrosen** möglich gemacht haben. Die Alpenrose ist ja eine immergrüne Pflanze, verliert also ihre Farbe nicht. In diesem Sinne: Weiter geht’s! Neue Themen und Herausforderungen stehen an in dieser Zeit des Übergangs. Und wie Sonja Eismann sagt: It’s not just boys’ fun!

Ihre
Susanne Barta

Inhalt

- 6 Interview Krista Posch
- 10 Interview Ingrid Hora
- 14 Interview Trudi Fulterer
- 18 Text It's not just boys' fun
Sonja Eismann
- 22 Interview Irene Folie Dejaco
- 26 Interview Anna Heiss
- 30 Interview Annemarie Schick
- 34 Interview Valeria Merlini
- 38 Text Robert.
Carla Thulie
- 42 Interview Eva Maria Widmair
- 46 Interview Barbara Elias da Rocha
- 50 Interview Carmen Müller
- 54 Biografien

Krista Posch

Spielen oder Nicht-Spielen, das ist hier die Frage. Frei nach Shakespeare. Ihre erste Rolle war der Frühling. Im Kindergarten in Bozen. Inzwischen ist sie im Spätsommer ihres Lebens und nach wie vor neugierig darauf, was man alles daraus und damit machen kann.

Eine Ihrer ersten wichtigen Rollen war die weibliche Hauptfigur in Arthur Schnitzlers Romanverfilmung „Der Weg ins Freie“ von Karin Brandauer. Da waren Sie noch am Reinhardt-Seminar. Wie ist es zu dieser Zusammenarbeit gekommen?

Es war sehr einfach. Ich wurde von Karin Brandauer angerufen, wir haben uns getroffen und Gefallen aneinander gefunden. Es wurde eine sehr angenehme und professionelle Zusammenarbeit mit ihr und meinem Filmgeliebten Klaus Maria Brandauer. Es war ein Geschenk, dass ich diese Rolle spielen durfte.

Die Schnitzler-Frauenfiguren liegen Ihnen wahrscheinlich. Haben Sie weitere Schnitzler-Frauen gespielt im Film oder auf der Bühne?

Ich habe nachher keinen Schnitzler mehr gespielt. Auch nicht am Theater. Das ist an mir vorbeigegangen. Es gibt immer vieles, das man nicht gespielt hat. Die Rollen suchen einen. So bekommt man sie.

Es war sicher keine leichte Entscheidung, mit 30 Jahren den Brotberuf in Bozen und die Familie hinter sich zu lassen, um in Wien die Schauspielerschule zu besuchen.

Es musste für mich so sein und es war damals wohl erst der „richtige“ Zeitpunkt. Vorher gab es in meinem Leben andere Prioritäten und ich möchte gar nichts missen. Das Theaterspielen war allerdings immer schon wichtig und da. Es hat mich seit den Kindertagen begleitet. Es dauerte nur länger, daraus meinen Beruf zu machen.

Hat es Mut gebraucht für diese Entscheidung?

Für mich war es kein Mut, sondern eine natürliche Notwendigkeit - nennen wir es einmal so. Der Schritt war auch mit Schmerzen verbunden; denn so einfach geht man nicht weg aus seinem privaten Leben. Aber ich war überzeugt, dass es mehr geben muss als die Tage im Sprecherstudio bei dem RAI-Sender Bozen und das Nebenbei-Theaterspielen. Ich wollte nicht mehr nur träumen vom Beruf als Schauspielerin, sondern es machen. Deshalb habe ich mich nach Schauspielerschulen erkundigt, obwohl ich für die Aufnahme bereits zu alt war. 25 Jahre sind die übliche Altersbeschränkung. Für die Aufnahmeprüfung

am Max-Reinhardt-Seminar habe ich mein Geburtsjahr einfach nicht angegeben. Man hat mich erst direkt vor der Prüfung danach gefragt. Alle waren sehr verblüfft, als sie mein Alter hörten, und umso aufmerksamer. Meine Aufnahme war eine echte Ausnahme. An die Zukunft habe ich nicht gedacht. Das Wichtigste war, den Schritt aus dem Traum heraus gemacht zu haben. Wenn ich es nicht ins Seminar geschafft hätte, wäre ich erst mal wieder zum RAI-Sender Bozen gegangen. (lacht)

Haben Sie in diesem Beruf gefunden, was Sie gesucht haben?

Ich weiß nicht, was ich gesucht habe. Im Licht stehen zu wollen gehörte sicher am Anfang dazu. Rollen sind Möglichkeiten von Lebenswegen. Fremde Leben leben. Menschen berühren, ihnen etwas von ihnen selbst zeigen. Jede Rolle sind wir alle.

Ich habe gelesen, dass Sie ratsuchenden Menschen eine Begleitung anbieten. Wie hat man sich diese Beratung bzw. Begleitung vorzustellen?

Ich kann einen Menschen, der sich fragt, warum er immer in die gleichen Fallen tappt und der ahnt, dass es etwas anderes geben muss, als sich im Hamsterrad „aufzukrauten“, spüren lassen, dass er sein Leben auch neu betrachten kann.

Sie selbst üben ja sehr abwechslungsreiche Tätigkeiten aus. Sie haben zum Beispiel neben der Arbeit für das Theater immer wieder in Fernsehfilmen unterschiedlichster Art gespielt ...

Ja, alle Krimi-Serien rauf und runter. Und Fernseh-Filme. Der letzte war ein schwedischer Film. Ich habe es genossen, zwischen den Drehtagen in Schweden herumzufahren und zu wandern. Wenn so nebenbei auch noch ein Film dabei herauskommt, umso besser. (lacht)

Arbeit fürs Fernsehen bringt Bekanntheit mit sich. Freuen Sie sich, wenn man Sie auf der Straße erkennt?

Oft wissen Leute nicht, wo sie mein Gesicht einordnen sollen. Da „kennen“ sie mich von der Arztpraxis bis zur Supermarktkasse. Ich sage dann manchmal lächelnd, dass ich inzwischen den Posten gewechselt

hätte. Eher erkennen mich in München Theaterzuschauer. Wenn jemand auf der Straße mir sagt, dass ihn eine bestimmte Rolle sehr berührt hat, finde ich das schön. Aber das Angesprochenwerden hält sich in sympathischen Grenzen.

Gutes Aussehen und Jugend sind ein großes Kapital für eine Schauspielerin. Wie schwierig ist das Älterwerden?

Irgendwann wird es dünner mit den Angeboten. Ich weiß das auch von vielen Kolleginnen. Selbst wenn Verfasser von Drehbüchern Frauenrollen schreiben, die Kinder und Enkelkinder haben, wird das Alter dieser Frauen von den Fernsehredakteuren oft knallhart heruntergesetzt. Kolleginnen, die ausschließlich Fernsehen machen, können ab einem bestimmten Alter nicht mehr davon leben. Auch am Theater gibt es dann weniger Rollen. Im festen Ensemble braucht ein Theater nicht mehr als eine oder zwei ältere Schauspielerinnen. Es ist ab einem bestimmten Alter auch Glückssache, als Gast an ein Theater geholt zu werden. Das passiert nur dann, wenn ein Regisseur mich unbedingt will, obwohl es im Ensemble jemanden Passenden gäbe oder wenn eine von den fest Engagierten bereits in einem anderen Stück im Haus besetzt ist. Vielseitigkeit ist für mich in diesem Beruf immer das A und O gewesen. Ich mache zum Beispiel zusätzlich immer noch gerne viel Radio: Hörspiele, Features, Lesungen, vor allem für den Bayerischen Rundfunk und den Westdeutschen Rundfunk.

Sie haben auch viele Hörbücher aufgenommen. Mit Ihrer Stimme scheinen Sie die Menschen zu berühren. Ich habe irgendwo gelesen, dass sich jemand Ihrer Stimme wegen ein Hörbuch x-mal anhört. Die Stimme ist sicher ein großes Kapital.

Das ist sie. Die Stimme ist etwas, das einen Menschen sehr ausmacht. Sie bringt den ganzen Körper zum Schwingen und das überträgt sich auf das Gegenüber. So habe ich das auch bei meinen Gesangsabenden wahrnehmen können.

Haben Sie viel an Ihrer Stimme gearbeitet?

Nach der Schauspielausbildung, während der ich manchmal dachte, ich verlerne noch das Sprechen



(lacht), bin ich regelmäßig zu einer amerikanischen Gesangslehrerin in München gegangen, wenn ich auf der Bühne wieder singen durfte. Sie hat mir dabei geholfen, diese meine natürliche Gabe zu schützen.

Derzeit synchronisieren Sie Charlotte Rampling in ihrem neuen Film. Das ist auch eine spannende Herausforderung. Wie ergeht es einem, wenn man dann im Kino dem Spiel einer anderen Person zuschaut, die mit der eigenen Stimme spricht?

Meist vergesse ich, dass das meine Stimme ist. Das ist für mich dann ein Zeichen, dass ich gut gearbeitet habe. Das Synchronisieren selbst ist schon ziemlich absurd: Man muss eine Situation „zeigen“, und hat dafür nur die Stimme und keine Mimik, keine Augen. Ich synchronisiere nicht mehr sehr oft. Eigentlich nur mehr Charlotte Rampling. Es ist inzwischen wegen des Zeitdrucks meistens eine sehr anstrengende Arbeit.

Kann man das Synchronisieren lernen?

Ich glaube nicht. Es gibt Vieles, das man nicht lernen kann. Es kann eine Begabung geweckt werden, die schon in einem steckt. Oder man sagt sich: Das könnte ich mal versuchen. Wenn man immer in der gleichen Spur bleibt, hat man eh keine Chance mehr, Neues zu erfahren und das ist ja schrecklich langweilig. (lacht)

Gab es alpträumhafte Momente in Ihrem Schauspielerdasein?

Na ja, ich habe einmal erlebt, dass ich in der Garderobe sitze und höre, wie der Inspizient die Kol-

legin aufruft, mit der ich spielen soll, und sie ist nicht da. Oder der Spielpartner hat ein Blackout und macht nur sinnlose Mundbewegungen. Da rettet einzig und allein höchste Konzentration, Humor und Improvisieren. Aber viel schlimmer als solche kurzen Schrecken ist das Gefühl, eine Inszenierung stimmt nicht und man muss trotzdem jeden Abend durch die Vorstellung. Das ist erschöpfend und frustrierend.

Wie schützen Sie sich vor Erschöpfung?

Wenn ich mit dem einverstanden bin, was ich mache und vor allem, wenn ich es ganz mache, ist die Erschöpfung nicht schlimm. Da erhole ich mich rasch wieder. Schauspielen kann aber körperlich und psychisch sehr anstrengend sein. Manchmal ist es nicht leicht aus einer Rolle wieder herauszukommen, vor allem nach langer Probenzeit. Der Leistungsdruck ist meist groß. Es „bringen“ zu müssen. Zwei bis drei Stunden Höchstleistung auf der Bühne. Inzwischen überwiegt bei mir aber die Freude am immer neuen Austausch mit Partner und Publikum während jeder Vorstellung. Das kann mich durch einen Abend fliegen lassen. Selbstverständlich nehme ich meine Arbeit ernst, aber ich muss mir und anderen nichts mehr beweisen.

Sie haben an allen großen Theatern in München gespielt, am Residenztheater, an den Kammerspielen und am Volkstheater. Gibt es ein Lieblingsstück oder eine Rolle, die Sie besonders gern mochten?

Shakespeares Rosalind, Brechts Shen-Te ... Ich hatte das Glück, dass die Lieblingsrolle eigentlich immer



die war, an welcher ich gerade arbeitete. Das geht gar nicht anders. Man hat ja zugesagt, weil die Rolle in einem „tilt“ gemacht hat. Auch das muss nicht immer gut ausgehen, es kann im Dialog mit dem Regisseur Schwierigkeiten geben. Dann ist die Probenzeit sehr nervenzehrend. Aber zum Glück ist mir das nur ein-, zweimal passiert in meinem ganzen Theaterleben. Was ich besonders gern mochte, war der Liederabend von Franz Wittenbrink an den Münchener Kammerspielen: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag“, ein Ensemblestück, das aus Liedern besteht. Als das Angebot kam, habe ich mich daran erinnert, dass ich als 17-Jährige für die Bozner „Kleine Experimentierbühne“ ein Stück gesungen/gespielt habe, das nur aus sogenannten Küchenliedern bestand. Das war gewissermaßen mein eigener Wittenbrink, lange bevor es die Idee Wittenbrinks von seinen szenischen Liederabenden gab. (lacht)

Singen ist immer wieder ein wichtiges Thema für Sie. Sie haben Brecht-Abende gesungen und erotische Lieder ...

Singen ist mir fast noch wichtiger als Spielen. Schon wieder die Stimme. Ich bin dankbar für sie. Meine Gesangsabende haben die Zuschauer erheitert und berührt. Was will man mehr.

Sie haben teilweise die Liedtexte dazu selbst verfasst. Schreiben sie öfter?

Irgendwann einmal habe ich angefangen Liedtexte zu schreiben. Musiker kamen plötzlich auf mich zu, es entstand das Programm „Erogene Zone“, auch mit Piazzolla-Liedern, Schubert, und amerikanischen Standards. Zuletzt entstand der Abend „Heut verschenk ich meinen Mann“, den vor allem die weiblichen Zuschauer sehr mochten (lacht). Lauter selbstverfasste Texte. Wenn ich aufs Schreiben eingestellt bin, öffnet sich eine Art Kanal und die Worte fließen richtig daher. Es ist wie im Leben: Wenn man etwas wirklich machen will, kommt Hilfe.

Da Sie so vielseitig unterwegs sind, könnte es durchaus sein, dass Sie auch malen oder zeichnen ...

Ich habe viel gezeichnet. Auch jetzt mache ich manchmal Zeichnungen zu irgendeinem Anlass, die ich dann verschenke. Ich bin experimentierfreudig. Wer weiß, was ich noch alles ausprobieren (lacht).

Inzwischen hat sich das Theater in Bozen professionalisiert. Würden Sie gerne eine Rolle übernehmen? Würden Sie gefragt?

Ausschließen tue ich nichts. Ich wurde gefragt, aber es war nicht das Richtige dabei für mich. Ich werde auch immer wählerischer. Ich muss sehr einverstanden sein, wenn ich mich wochenlang binde.

„Wenn ich mir was wünschen dürfte ...“ singt Charlotte Rampling im Film. Was würden Sie auf diese Frage antworten?

Ich wünsche mir, dass ich mit dem, was auf mich zukommt, gut umgehen kann. Dass ich berufliche

Angebote oder Begegnungen, die mich freundlich anschauen, als solche erkenne. Dass es mir gelingt, in schwierigen Dingen, die ich machen muss, etwas zu finden, das leicht ist.

Und für das Theater?

Ich will nicht noch etwas ganz Bestimmtes spielen. Vielleicht muss ich nicht mehr spielen. Vielleicht spiele ich mein Leben.

Interview: Margit Oberhammer



Ingrid Hora

Die Künstlerin lebt seit drei Jahren in Berlin, vorher war sie in London, zwischendurch ist sie immer wieder mit einem Stipendium im Ausland, zuletzt in Norwegen. Die 1976 geborene Passeierin hat Architektur in Wien studiert, einen Master am Bartlett University College und einen am Royal College of Arts in London gemacht und ist viel unterwegs in der Welt. Das Interview haben wir via Skype geführt.

Letzten Sommer haben Sie in der Galerie Prisma in Bozen eine Ausstellung zum Thema „Neue Heimat“ gezeigt. Was bedeutet denn Heimat für Sie?

Heimat ist ein Ort, an den ich gerne immer wieder zurückkomme, an den ich viele Erinnerungen habe, ein Ort, an dem ich Familie, an dem ich Altes liegengelassen habe, aber auch wiederfinde. Manchmal auch ein Ort, über den ich mich definiere, wenn ich ganz weit weg bin. Wenn ich zu nahe an meiner Heimat bin, empfinde ich das eher als anstrengend, aber je weiter ich weg bin, umso besser kann ich darüber sprechen.

In dieser Ausstellung wurde danach gefragt, was Heimat, auch neue Heimat sein könnte? Für wen sie da ist? Wem sie gehört? Und was sie verspricht? Sind das die Fragen, die heute in Zusammenhang mit Heimat zu stellen sind?

Heimat ist in einem größeren Zusammenhang ja auch eine Art Sehnsuchtsort, ein Ort, den man sich erträumt, an den sich neue Hoffnungen knüpfen, weil man von seiner Heimat weggehen musste. Viele Menschen stellen sich vor, dass eine andere Heimat nur besser sein kann. Sie erträumen sich also eine neue Zukunft. Wenn ich Heimat wieder auf mich beziehe, hat sie immer auch mit Tradition zu tun, mit Altbewährtem. Und da ist auch schon der Widerspruch für mich: Einerseits stört es mich, dass sich in meiner Heimat nichts verändert und dennoch wünsche ich mir, dass alles bleibt wie es ist. Ich möchte also zu einem Ort zurückkehren, wo sich nichts verändert hat, könnte aber niemals an einem Ort leben, wo sich nichts verändert, weil ich neuen Schwung sehen möchte.

Ist Südtirol Heimat für Sie?

Dieses Wort Heimat ist für mich wie ein schwerer Koffer, den ich von einem Ort zum anderen mitschleppe. Am liebsten würde ich ihn für eine Weile irgendwo abstellen und stehen lassen und vergessen. Aber dann ist es auch wieder schön, diesen Koffer aufzumachen und zu schauen, was drin ist und mich über Erinnerungen zu freuen. Ich mache diesen Koffer dann aber auch gerne wieder zu.

Schöpfen Sie aus diesen Ambivalenzen auch künstlerische Inspiration?

Am liebsten würde ich sagen: Nein. Aber ich weiß, dass ich doch daraus schöpfe.

Sie leben an unterschiedlichen Orten, haben verschiedene „artist in residence“- Programme gemacht. Sie haben mir einmal erzählt, dass Sie in Südtirol nicht mehr leben, vor allem nicht arbeiten könnten. Was fehlt hier?

Vor allem der internationale Austausch, den man einfach hat, wenn man viel herumreisen kann. Ich mag, dass in großen Städten viele verschiedene Kulturen präsent sind. Das finde ich in Südtirol kaum. Auch die Mobilität fehlt mir hier.

Sie meinen, es bräuchte hier eine bessere Verkehrsanbindung?

Das einerseits, andererseits aber auch einen größeren Durchlauf von Leuten. Mehr Frische, andere Perspektiven. Aber vielleicht ist es auch einfach so: Für einige Menschen ist es ganz natürlich zuhause zu bleiben, für andere wiederum, sobald als möglich wegzugehen. Für mich war das schon früh klar, dass ich woanders hin möchte, um mich selbst zu finden, um Neues kennenzulernen. Auch wenn ich jetzt doch manches in Südtirol anders einschätze als damals mit 16.

Braucht es mehr Räume, Arbeitsmöglichkeiten für Künstlerinnen und Künstler? Sie leben ja auch deswegen in Berlin, weil es dort gute Rahmenbedingungen gibt, also leistbare Wohnungen, Ateliers ...

Ich habe in verschiedenen Städten gewohnt und Berlin ist es für mich, da wird wirklich etwas für Künstler getan. Günstige Studios, Werkstätten ... Die Stadt gibt uns etwas. In Südtirol ist das schwierig. Die Mieten sind teuer, wer kann sich das leisten? Man müsste der Kunst eigene Orte zur Verfügung stellen, wo man Studios günstig mieten kann, auch nur wochenweise, wo es Werkstätten gibt, die man sich teilen kann. Es gibt doch genug leerstehende Gebäude.

Sie bereiten gerade eine Ausstellung in Dubai vor (das Interview wurde Mitte Oktober 2013 geführt), arbeiten auch mit einer Galerie dort zusammen. Wieso gerade Dubai?

Das hat sich so ergeben. Die Galeristen sind auf mich zugekommen, da sie meine Arbeit interessierte. Diese Zusammenarbeit ist sehr spannend für mich, da ich mit einem ganz anderen Publikum konfrontiert bin. Ganz einfach ist das nicht, Dubai ist viel kommerzieller und es gibt auch einige Auflagen. Man darf dort nicht alles zeigen, nicht zu viel Körper, nicht zu viel Politisches. Dennoch ist es interessant, da viele sehr gute Künstler dort sind und die Szene sehr lebendig ist. Selten habe ich einen Ort erlebt, wo so ernsthaft über Kunst, auch über Politik diskutiert wird.

Wie geht man als westliche Künstlerin, die daran gewöhnt ist, dass künstlerische Freiheit ziemlich selbstverständlich ist, mit solchen Einschränkungen um?

Am Anfang ist man schon etwas perplex, aber für mich ist das eine Frage des Respekts. Wenn der gegenseitige Respekt da ist, dann passt es auch. Das Thema ist aber sehr komplex, in einer knappen Antwort wird man ihm nicht gerecht.

Sie beschäftigen sich in ihrer künstlerischen Arbeit mit gesellschaftlichen Prozessen, mit kollektiven Entwicklungen und dem, was daraus für den Einzelnen folgt ...

In meiner Arbeit bin ich zunächst von der Person und ihren Verhaltensweisen ausgegangen, dann bin ich mehr auf Gruppen übergegangen. Wie sich Kollektive verhalten, wenn bestimmte Regeln nicht mehr funktionieren und wie die Gruppe darauf reagiert und zu neuem Halt, zu einer neuen Ordnung findet. Ich führe solche Situationen auch bewusst herbei, setze Regeln außer Kraft und schaue was passiert.

Sie arbeiten sehr raumbezogen, besonders die Zwischenräume interessieren Sie. Was macht diese Räume interessant für Sie?

Ich nenne sie psychologische Räume. Was passiert zum Beispiel im Raum zwischen einer Person und



etwas Gebautem? Das interessiert mich, das ist zwar kein Raum, wo man viel sieht, wo aber Aktionen passieren. Daraus schöpfe ich Inspiration für neue Objekte. Ich baue also aus diesen „Nichträumen“ heraus ein neues Objekt.

Sie zeichnen, performen, machen Videos, Installationen und Objekte. Immer auf der Suche nach der jeweils passenden künstlerischen Sprache. Woran arbeiten Sie derzeit?

An etwas, das ich noch nie gemacht habe, an Malerei! Ich habe mich vom größten „Gemälde“ der Welt in Nordkorea inspirieren lassen. Einmal im Jahr gibt es dort eine Massenperformance für den großen Führer. 30.000 Kinder kreieren mit farbigen Karten, die eigentlich Bücher sind, ein Gemälde. Seite um Seite blättern sie um, nach einer einstu-

dierten Choreographie, die die Geschichte Nordkoreas verherrlicht. Eine total verrückte Idee, aber wunderschön anzusehen. Und ich möchte einen kleinen Teil davon realisieren und bin gerade dabei, 500 solcher Seiten, Bilder zu malen. Am Ende werden das 15 x 4 Meter.

Wie fühlt es sich an plötzlich zu malen?

Ich habe totale Panik. Fühle mich ganz unsicher, aber es macht mir Spaß.

Ihre Arbeiten sind in meinen Augen sehr konzeptuell und doch oft poetisch. Kann man das so sagen?

Ja, doch. Ich mache manchmal auch ganz spontane Sachen. Ich stelle mich ans Fenster, hauche ganz lange darauf und schaue, was da entsteht und dann kommt vielleicht eine Idee, daraus etwas zu machen, die Idee für ein Objekt.

Auf Ihrer Website habe ich das Projekt „I will call you“ gefunden, wo Sie Telefonnummern sammeln, die Sie spät in der Nacht in Bars bekommen haben. Rufen Sie diese Leute auch an oder bleibt es beim künstlerischen Konzept?

Manchmal ja, meistens nicht. Es kommt darauf an, ob ich auch meine Nummer hergegeben habe, die ich eigentlich sehr ungern weitergebe. Bei diesem Projekt habe ich schon einiges erlebt. Es gibt z.B. Leute, die haben schon fertig gefaltete Papiere mit, wo die Nummer daraufsteht und die schieben sie dann einfach herüber. Für mich ist das ein Spiel, ein Projekt, das ich weiterführen möchte, da mich diese Spannung zwischen zwei Personen interessiert.

Nochmals zurück zur Ausstellung „Neue Heimat“: Ausgangspunkt Ihrer künstlerischen Recherche war die „Isola delle rose“, die Roseninsel, eine 400 m² große Plattform aus Stahl und Beton, elf km von der Küste Rimitis entfernt, die der Ingenieur Giorgio Rosa 1967 entworfen und gebaut hat, im Niemandsland, ein Mikrostaat, auf dem Esperanto gesprochen wurde. Rosa wollte einen Ort entwerfen, wo er frei denken konnte. Sind Utopien wichtig für Sie?

Sehr wichtig sogar. Ohne Utopien wäre unsere Welt wohl ziemlich langweilig. Ich glaube jeder braucht Utopien, ob das nun Orte sind oder Bücher oder ganz etwas anderes. Und deshalb braucht es auch Künstler, die von Utopien sprechen. Es sind Orte, an und in die man sich gerne flüchtet. Flucht ist überhaupt ein wichtiges Thema für mich. Ganz real oder auch nur eine mentale Flucht.

Wo finden Sie Ihre freien Denkräume?

Normalerweise auf der Straße. Ich brauche keine einsame Insel, sondern einen Ort, wo sehr viel los ist. Da kann ich am besten denken. Es gab z.B. eine Zeit, da bin ich zum Denken in Kaufhäuser gegangen. Ich mag Masse um mich herum. Ich schau mir dann die Leute an, wie sehen sie aus, sind sie gestresst, sind sie traurig, glücklich ... Und das hilft mir.

Sie arbeiten auch gerne mit anderen Künstler/innen zusammen. Wie wichtig ist diese Zusammenarbeit?

Sehr wichtig. Ich arbeite vor allem gerne mit Künstlerinnen und Künstlern zusammen, die etwas ganz



anderes machen, wie zum Beispiel mit der Schriftstellerin Maxi Obexer. Wenn uns jemand bei unserem Gespräch zusehen könnte, würde er wohl denken, wir seien schizophran. Jede redet von etwas ganz anderem, aber dennoch verstehen wir uns. Keine redet der anderen hinein, wir inspirieren uns aber gegenseitig.

Schaffen Sie es von Ihrer Kunst zu leben?

Ach! Es gibt Monate, da denke ich, es geht, dann wieder, auf keinen Fall. Die Antwort wird wohl immer ein Jein sein. Ich lebe von Monat zu Monat. Vor einiger Zeit hatte ich ein richtiges Tief. Mein Mann ist auch Künstler, das macht es doppelt schwer. Aber wir sind immer noch da, reisen immer noch. Wir brauchen wenig, also ist es eigentlich ok. Alles in allem spüre ich in mir die Sicherheit, es wird schon werden.

Ist Sicherheit erstrebenswert?

Wenn sie erstrebenswert gewesen wäre, dann hätte ich wahrscheinlich einen anderen Weg eingeschlagen. Aber ich habe mich ja dagegen entschieden. Vermutlich bekomme ich mehr Panik, wenn alles zu geregelt wird. Ich hatte einmal die Möglichkeit zu unterrichten, aber da kam sofort das Gefühl auf, mein Gott, da weiß ich dann ja wie jeder Tag aussehen wird! Vielleicht bin ich einfach noch nicht bereit für so etwas.

Sie haben einen kleinen Sohn, in Bozen sah man Sie immer unterwegs mit Mann und Kind. Wie gut organisiert ist Ihr Alltag?

Er muss jetzt besser organisiert sein. Der große Unterschied ist, dass ich früher aufstehe. Die Früh habe ich eigentlich nie mitbekommen. Da gewinne ich auch Zeit. Es ist zwar sehr stressig, aber ich habe zum Beispiel die Stadt neu kennengelernt. Berlin, wenn es aufwacht, kannte ich bisher nicht. Als Künstler können wir uns die Zeit zwar ziemlich frei einteilen, aber man muss schon sehr gut organisiert sein, denn sonst leidet die Arbeit. Schwierig finde ich, dass meine Denkzeit minimiert wurde. Denken geht nur ganz allein. Ich kann zwar sehr gut denken, wenn ich durch die Straßen gehe, aber nicht, wenn mein Sohn dabei ist. Es ist also ein Jonglieren, aber es ist ok.

Sind Sie schon wieder auf dem Sprung woanders hin?

Also jetzt erst einmal nach Dubai und ich hoffe, dass es Anfang des Jahres mit Indien klappt. Das ist eine Künstlerresidenz in Kalkutta, einen Monat in etwa werden wir dort verbringen. Dann geht es wieder nach Berlin, außer mein Mann bekommt ein Stipendium für Rom. Hoffentlich klappt das!

Die Basis in Berlin bleibt aber?

Die bleibt. Ich habe dort ein neues, ganz tolles und vor allem günstiges Studio bekommen. Aber das weg sein ist gut für meine Arbeit, ich bin offener woanders. Wenn mein Sohn größer ist, muss ich vielleicht umdenken.

Interview: Susanne Barta



Trudi Fulterer

Trachten und Pferdestärken: Die heimatverbundene Seiserin, die gerne vor hundert Jahren gelebt hätte, beherrscht nicht nur als eine der wenigen in Südtirol die Kunst des Turmkappenstrickens, sie ist auch für jeden Spaß zu haben. Dabei wurde die 46-jährige Metzgersfrau und Musikantin streng erzogen, mit ihrer Mutter hat sie sich erst spät ausgesöhnt.

Frau Fulterer, was bitte ist eine Turmkappe?

Da muss ich ein bisschen ausholen: Die Turmkappe lässt sich bis 1796 zurückverfolgen. Sie heißt auch Schwazerhaube oder Fatzelhaube und stammt ursprünglich aus Schwaz in Tirol, wo sie die Frauen und Kinder der Bergknappen in Heimarbeit herstellten. Turmkappen gab es in ganz Tirol. Sie wurden zur Wintertracht getragen, je nach Ortschaft in unterschiedlichen Farben oder mit unterschiedlichen Mustern. Zwischen 1830 und 1860 sind diese Kappen teilweise verschwunden, außer im Grödner- und im Eisacktal und eben bei uns im Schlerngebiet. Unsere Turmkappe ist nachtblau bzw. schwarz, mit drei eingearbeiteten weißen Rändern und einer hellblauen Seidenmasche auf der Spitze.

Sie sind eine der wenigen, wenn nicht die einzige Frau in Südtirol, die diese Kappen herstellt. Wie geht das?

Für die Kappen verwende ich Schaf- und Strumpfwolle. Es ist ziemlich aufwändig, weil jede Reihe doppelt und mit zwei Wollfäden gestrickt werden muss. Pro Reihe brauche ich etwa eine halbe Stunde. Es kann dann schon einmal zwei Jahre dauern, bis eine Kappe fertig ist. In jeder Kappe stecken an die zehn Wollknäuel zu je 50 Gramm. Dann stricke ich noch eine Innenkappe, die mit Schaumgummi ausgestopft wird. Zum Schluss werden die zwei Kappen zusammengefügt und die Seidenmasche auf die Spitze genäht. Früher hat man zum Ausstopfen Wollreste verwendet, dadurch wurde die Kappe noch schwerer und wärmer, als sie ohnehin schon ist. Wir tragen sie ja nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer. Da kann man schon ordentlich ins Schwitzen kommen.

Wo haben Sie denn gelernt, Turmkappen zu stricken?

Begonnen hat es damit, dass ich als junges Mädchen unbedingt als Marketenderin zur Musikkapelle wollte. Meine Mutter hat es zunächst nicht erlaubt. Ich habe so lange gebettelt, bis sie gesagt hat: „Gut, aber unter der Bedingung, dass du selbst lernst, wie man die Kappe strickt.“ Sie hat mich zu einer Frau nach Kastelruth gebracht, der ich dann beim Stricken zusehen musste. Ich kann mich

noch erinnern, wie wir in ihrer kleinen, finsternen Dachwohnung gesessen sind. Die Frau ist mir damals uralt vorgekommen, dabei war sie vielleicht um die 70. Das brauche ich doch mein ganzes Leben nie mehr, habe ich gedacht. Während meine Freundinnen Spaß hatten, habe ich Turmkappen gestrickt. Aber heute bin ich froh, dass ich etwas so Besonderes kann.

Wie hat Ihre erste selbst gestrickte Kappe ausgesehen?

Furchtbar, die war schief und krumm. Aber es ging dann immer besser, und ich bekam sogar Aufträge. Ich habe für die Seiser Musikkapelle zwei Kappen gestrickt und zwei für eine Eisacktaler Musikkapelle. Aber die möchte ich neu stricken.

Weshalb?

Es sind nicht die richtigen. Als ich den Auftrag bekommen habe, hat es geheißen, dort hätten sie dieselben Kappen wie wir in Seis. Also habe ich sie nach unserer Vorlage gestrickt. Dann habe ich auf einem Foto gesehen, dass die Eisacktaler Kappen anders aussehen und auch anders gestrickt werden.

Und das stört Sie so, dass Sie sie neu stricken wollen?

Bei den Trachten soll man genau sein und nichts vermischen. Das sind Traditionen, die sorgfältig bewahrt werden müssen. Sonst gehen sie verloren. Wenn man Dinge, die zur Tracht gehören und von Generation zu Generation weitergegeben worden sind, verändert, dann ist es nur mehr eine halbe Sache. Das Haarteil mit der Haarnadel beim grünen Hut etwa: Das gehört zur Tracht! Viele sagen: Ist doch egal – Hauptsache, die Tracht wird überhaupt noch getragen. Aber da bin ich anderer Meinung: Entweder ganz oder gar nicht. Deshalb ist mir auch wichtig, dass diese Musikkapelle die richtigen Kappen trägt.

Sind Sie sehr stolz auf Ihre Tracht?

Ja. Ich bin sehr heimatverbunden, und es ist eine schöne Art, zu zeigen, woher man stammt. Bei uns wird die Tracht noch viel getragen: Zum Beispiel bei der Erstkommunion, der Firmung, bei Prozes-

sionen und auch bei der Hochzeit. Ich hätte auch gerne in der Tracht geheiratet, aber mein Mann hat gemeint, er sei doch kein Bauer (lacht). Meine Schwester hingegen hat es so gemacht, mit Turmkappe, und wenn ich mir ihre Hochzeitsfotos anschau, muss ich sagen: Das ist zeitlos schön.

Sie haben gesagt, Ihre Mutter war sehr streng. Wie sind Sie aufgewachsen?

Ich bin als Jüngste von sechs Kindern in Seis aufgewachsen. Meinen Vater habe ich leider nie kennengelernt: Er starb bei einem Autounfall, als meine Mutter mit mir schwanger war. Aber Menschen, die ihn gekannt haben, sagen mir, ich sei ihm sehr ähnlich: Er war immer lustig, immer einer der letzten beim Nachhause gehen. Wir waren drei Jungen und drei Mädchen. Mein ältester Bruder hatte mit 17 einen tödlichen Fahrradunfall. Als ein Jahr später auch mein Vater starb, musste uns meine Mutter alleine aufziehen. Sie war sehr streng mit uns Mädchen. Ich habe immer gedacht, dass sie die Söhne großzügiger behandelt, weil sie zwei Männer verloren hat.

Hatten Sie keine glückliche Kindheit?

Das möchte ich so nicht sagen. Meine Mutter hatte es nicht leicht: Sie musste Schulden abbezahlen, hart arbeiten und alle Entscheidungen alleine treffen. Ich kann mich erinnern, dass sie beim Mittagessen immer geweint hat. Ich kannte das gar nicht anders, für mich war das wie ein Ritual: Zuerst das Tischgebet, dann die Tränen. Auch vor dem Weihnachtsbaum hat sie jedes Jahr geweint. Von meinen Geschwistern weiß ich, dass sie immer ein wunderschönes Weihnachtsfest mit meinem Vater gehabt hatten: Am Heiligabend war er immer mit allen Kindern ins Kino gegangen. Das habe ich so nie erlebt. Für mich war Weihnachten immer etwas Trauriges. Aber ich habe mich mit meiner Mutter ausgesöhnt.

Wie kam das?

Vor neun Jahren ist sie an Alzheimer erkrankt. Ich habe sie zu mir geholt und zwei Jahre lang gemeinsam mit meiner Schwester gepflegt. Sie ist schließlich in unseren Armen gestorben. Man kann sagen,



wir haben erst in dieser Zeit zusammengefunden. Ich habe meine Mutter geliebt, ich verdanke ihr so vieles.

Es muss eine anstrengende Zeit gewesen sein.

Das war es. Unsere drei Kinder waren noch klein, wir hatten gerade das Haus gebaut und unsere Metzgerei eröffnet. Meine Mutter musste rund um die Uhr betreut werden. Es war sehr schlimm für sie: Sie war zeitlebens eine gepflegte, hübsche Frau gewesen. Plötzlich musste sie Windeln tragen, ich musste sie füttern und täglich duschen. Bekannte haben mich oft gefragt, wieso ich mir das antue. Aber ich hätte sie niemals in ein Heim geben können. Da wäre ich dann halt den ganzen Tag lang dort bei ihr geblieben. Es war eine sehr intensive Zeit, aber ich möchte sie nicht missen. Meine Kin-

der hatten so noch die Gelegenheit, ihre einzige Großmutter kennen zu lernen und sich von ihr zu verabschieden. Aber vor allem meinem Mann bin ich dankbar für das Verständnis, das er in dieser Zeit für uns aufgebracht hat.

Sie führen mit Ihrem Mann eine Metzgerei in Seis.

Ja, seit zehn Jahren. Mein Mann ist mit Leib und Seele Metzger und arbeitet hart und viel. Ich bin gelernte Verkäuferin. Eigentlich wollte ich ja Säuglingsschwester werden, aber damals hätte ich drei Jahre lang auf die Ausbildung warten müssen. Da habe ich mir gedacht, Verkäuferin zu sein wäre auch nicht schlecht. Meine Mutter hat mir sofort in einem Sportartikelgeschäft in Seis eine Lehrstelle besorgt. 15 Jahre lang habe ich dort gearbeitet und mich sehr wohlfühlt. Mein Chef war eine Art Vaterfigur für mich und meine Chefin eine gute Lehrerin.

Inwiefern?

Im Geschäft waren sie sehr seriös, wir haben uns immer gesiezt. Aber mein Chef war auch bei der Musikkapelle: Da hat er mich geduzt und Späße gemacht. Ich werde nie vergessen, wie er mir einmal aus der Patsche geholfen hat: Mit 25 wollte ich mir unbedingt eine eigene Wohnung kaufen, bekam aber keinen Kredit von der Bank. Ich war am Boden zerstört. Als ich meinem Chef mit Tränen in den Augen davon erzählte, überlegte er nicht lange und schrieb mir einen Scheck über die fehlende Summe aus. Es war ein stolzer Betrag. Ich weiß noch genau, wie ich den Scheck in Bozen eingelöst habe und dann mit einem Rucksack voller Bargeld durch die Stadt gegangen bin. Ich hatte einen hochroten Kopf vor Aufregung und riesige Angst, dass mich jemand überfällt. Man hat mir sicher schon auf hundert Meter Entfernung angesehen, dass mit mir etwas nicht in Ordnung war (lacht).

Konnten Sie dann die Wohnung kaufen?

Ja. Ich habe das Geld natürlich zurückbezahlt, ohne ihn hätte ich es nicht geschafft. Mein geliebtes Auto habe ich damals auch verkauft, obwohl das mein größter Schatz war. Mit 23 hatte ich mir einen Golf GTI gekauft, ich war total fanatisch.



MERAW - 14.10.90

(BEWERTUNGSSPIEL)

LIEBE JUDAS UND SIRIG

ALS

OLT UND WILDA !!

Ich bin öfters runter nach Blumau gefahren, habe dort das Autoradio abgestellt und das Fenster einen Spalt breit geöffnet, damit ich den Motor richtig röhren höre. Dann bin ich die Völser Straße hinaufgerauscht, so richtig mit Gang schalten und rein in die Kurven. Ich bin gefahren wie – verzeihen Sie den Ausdruck – die sprichwörtliche Wildsau.

Turmkappen stricken und Gas geben: Eine interessante Mischung.

Ich bin ein sehr sensibler Mensch, aber gleichzeitig für jeden Spaß zu haben. Ich hatte auch immer jede Menge Energie. In meinen Zwanzigern habe ich untermals als Verkäuferin gearbeitet, abends bei einem Nachbarn die Hausgäste bedient und am Wochenende in einer Diskothek gejobbt. Das war das Beste: Ich, die nie hatte ausgehen dürfen, wurde plötzlich dafür bezahlt, dass ich die Abende in der Diskothek verbrachte.

Wie sind Sie selbst als Mutter?

Ich denke, jede Mutter wünscht sich bei der Erziehung die richtige Mischung zu finden. Unsere Kinder sind zwischen 14 und 16 Jahre alt. Die Diskussionen sind da oft sehr lange und erfordern viel Kraft und Energie. Richtig und falsch liegen manchmal so nahe beieinander. Ich bin sehr froh, dass ich meinen Mann an meiner Seite habe und, anders als meine Mutter, nicht alles alleine entscheiden muss.

Wie haben Sie Ihren Mann denn kennengelernt?

Das ist eine zu lange Geschichte. Aber zu unserer Heirat gibt es eine lustige Anekdote: Für die Ehe-

schließung musste ich beim Pfarrer in Kastelruth meinen Taufschein abholen. Er sagte: „Frau Fulterer, Sie können nicht heiraten, Sie sind schon mit einem Gabriel Soundso verheiratet“. Ich habe gesagt, „den kenne ich ja nicht einmal“. Aber so stand es im Taufregister. Ich bin also nach Hause zu meinem heutigen Mann gegangen und habe gesagt: „Tut mir leid, ich kann dich nicht heiraten, ich habe anscheinend schon einen Ehemann“. Zum Glück gab es aber auch in Seis ein Taufregister. Also bin ich dorthin und habe gesehen, dass die nach mir Eingetragene die Verheiratete war. Man hatte sich in der Zeile geirrt. Bei unserer Hochzeit wurde da natürlich ein Riesenspaß daraus gemacht.

Gibt es etwas, das Sie in Ihrem Leben bedauern?

Nein, ich bin glücklich und zufrieden. Nur manchmal habe ich das Gefühl, dass ich hundert Jahre zu spät geboren bin. Heute ist alles so schnelllebig. Vor hundert Jahren auf einem Bauernhof mit 15 oder 16 Kindern zu leben, ohne Druck im Kreis der Familie zu arbeiten, abends zusammen zu musizieren, ein „Karterle“ zu machen und in den Wintermonaten beim warmen Ofen zu sitzen und Turmkappen zu stricken – das wäre meins gewesen.

Interview: Alexandra Kienzl



It's not just boys' fun

Wie der Pop zum Feminismus kam

Sonja Eismann

Während man in der Medienöffentlichkeit in den 1990er-Jahren und nach der Jahrtausendwende das Bild eines „toten“ oder schlicht „überholten“ Feminismus konstruierte und höchstens noch von „Postfeminismus“ sprach, lieferte eine gleichzeitige Entwicklung in alternativen Szenen und im subkulturellen Untergrund den Gegenbeweis: Junge Frauen, die in ihrer Sozialisation maßgeblich von Popkultur beeinflusst worden waren, knüpften mit ihren eigenen Mitteln an die Frauenbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre an und adaptierten den Feminismus für ihre Bedürfnisse. Aktuell sind junge Feministinnen so sichtbar und aktiv wie lange nicht mehr.

2008 war das Jahr, in dem das wieder erstarkte Interesse an Feminismus auch im deutschsprachigen Mainstream ankam: Im Februar 2008 erschien Charlotte Roches „Skandal“-Roman „Feuchtgebiete“, der mit seinem so noch nie da gewesenem ungeschminkten Blick auf weibliche Körperfunktionen einen unfassbaren Publikumserfolg erlebte. Im März folgte das Sachbuch „Wir Alphamädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht“, in dem die jungen deutschen Journalistinnen Meredith Haaf, Susanne Klingner und Barbara Streidl mit Schlagworten und Slogans wie „Knallersex“ und „Feminismus macht sexy“ für einen neuen Blick auf Gleichberechtigung warben. Im April veröffentlichten Jana Hensel und Elisabeth Raether, ebenfalls junge deutsche Journalistinnen, den selbstreflexiven Essayband „Neue deutsche Mädchen“. Beide Themenbücher wurden wegen ihrer bürgerlichen, heterosexuellen Perspektive und der Ausblendung historischer Errungenschaften und Debatten der vorangegangenen Frauenbewegungen bald stark kritisiert – auch von der von den Medien zur einzigen Verwalterin des einen Feminismus aufgebauten Alice Schwarzer, die ihre etwaigen Erbinnen in ihrer Rede zur Annahme des Börne-Preises im Mai 2008 als „Wellness-Feministinnen“ abkanzelte. Im Oktober desselben Jahres fand ein Ereignis statt, das auch für die Verfasserin dieses Textes von großer Bedeutung war, denn in diesem Monat erschien die von Chris Köver, Stefanie Lohaus und mir selbst gegründete und im Eigenverlag publizierte Zeitschrift Missy

Magazine, die sich einer feministischen Analyse der Popkultur verschrieben hatte, zum ersten Mal. Und nun ist mehr als fünf Jahre später kein für soziale Bewegungen so typisches „Cooling Out“ in Sicht, sondern viel eher ein weiterer neuralgischer Punkt bezüglich eines neuen feministischen Engagements erreicht. Die gigantische Welle der Empörung, die sich zu Beginn des Jahres 2013 zeitgleich zur sexistischen Bemerkung des deutschen FDP-Politikers Rainer Brüderle gegenüber einer jungen Journalistin („Sie können ein Dirndl auch gut ausfüllen“) im Internet mit der Schilderung unzähliger vergleichbarer Vorfälle unter dem Hashtag #Aufschrei Bahn brach, demonstrierte eindrücklich, dass Frauen auch im Zeitalter einer weitestgehenden rechtlichen Gleichstellung massiv diskriminiert werden – und nicht länger bereit sind, dies schweigend hinzunehmen. Der Hashtag #Aufschrei erhielt im Juni den renommierten Grimme Online Award (als erster Hashtag überhaupt), und machte deutlich, dass es eine neue Generation perfekt vernetzter Feministinnen gab, die das Internet maßgeblich für ihre Zwecke nutzte. Aber auch zum Teil internationale Aktionen wie der Slutwalk, auf dem mit fantasievollen Kostümierungen für das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung demonstriert wird (nachdem 2011 ein kanadischer Polizist geäußert hatte, Frauen könnten sexuelle Übergriffe verhindern, indem sie sich nicht wie Schlampen – englisch „sluts“ – kleideten), One Billion Rising (weltweite gleichzeitige Demos gegen Gewalt an Frauen, inspiriert durch die brutalen Massenver-

gewaltigungen in Indien) oder Veranstaltungen vom Verein Pink Stinks, bei denen gegen Sexismus, Geschlechterstereotype und Körpernormierungen in der Werbung protestiert wird, machten im Jahr 2013 Schlagzeilen. Und während dieser Artikel geschrieben wird, toben die Auseinandersetzungen bezüglich Alice Schwarzers Versuch, Prostitution gesetzlich verbieten zu lassen, rund um die Frage, ob damit Frauen geschützt oder ob damit eher die nicht unter Zwang arbeitenden Sex WorkerInnen in Illegalität und Armut gedrängt werden.

Klar wird durch diese Aktionen und Debatten vor allem, dass sich der Focus des Engagements verschoben hat: wo es den Feministinnen der 1970er-Jahre noch maßgeblich um die „harten“ Themen wie Recht auf Arbeit, Lohngerechtigkeit, Reproduktionsfreiheit, Gewalt in der Ehe etc. gegangen war, sind diese Themen zwar heute nach wie vor wichtig, da zum Großteil noch immer nicht gesichert, jedoch bringt die verbesserte Gesetzeslage jüngere Frauen dazu, sich stärker den „weichen“ Themen zuzuwenden: Wie z.B. sexistischen Geschlechterklischees in den Medien, sexuellen Moralvorstellungen, Körpernormierungen oder Schönheitsdruck, da diese auf einer symbolischen Ebene agieren und daher umso hartnäckiger in den Köpfen haften – und nicht einfach durch neue Gesetze auszulöschen sind. Wichtig ist den neuen Feministinnen, die sich übrigens im Allgemeinen nicht von der vorangegangenen Generation distanzieren, wie das von den Medien gerne

konstruiert wird, sondern solidarisch an deren immense Verdienste erinnern, dass es heute nicht den einen Feminismus gibt, sondern eine Vielfalt von Bewegungen, die den immer unterschiedlichen Lebenssituationen verschiedener Frauen Rechnung trägt. So meldete sich, um nur ein zufälliges Beispiel anzuführen, bei einer Podiumsdiskussion zum Thema „Feminismus ist Pop. Und das ist gut so. Oder nicht?“ an der Universität Hamburg am 26.11.2013 eine junge Frau aus dem Publikum zu Wort und wies darauf hin, dass der Slogan der dazugehörigen Reihe ihrer Meinung nach nicht „I need feminism“, sondern „I need feminisms“ heißen müsse. Intensive Auseinandersetzungen mit dem Begriff der Intersektionalität, also der Vorstellung, dass Unterdrückung entlang verschiedener Achsen verläuft und sich mitunter verstärkt oder neutralisiert, führt dazu, dass z.B. rassistische oder klassistische Diskriminierungen stets mitgedacht und selbstkritische Fragen gestellt werden: Sind eine weiße, heterosexuelle Unternehmerin und eine lesbische Woman of Colour ohne Aufenthaltstitel wirklich gleichermaßen von (sexistischer) Diskriminierung betroffen, nur weil beide Frauen sind? Wie behindern gesellschaftliche Ausgrenzungen Personen, die nicht in das herrschende Schema von attraktiver Weiblichkeit passen, weil sie als zu dick, zu alt, zu wenig femin empfinden werden, im Gegensatz zu denen, die alle Schönheitsnormierungen voll erfüllen? Was ist mit den Menschen, die sich in keiner der beiden vorgesehenen Kategorien „weiblich“ oder

„männlich“ verorten wollen, weil sie beispielsweise mit intersexuellen Merkmalen geboren wurden, sich als Transpersonen nicht mit ihrem Geburts-geschlecht identifizieren oder als „Gender Queers“ analog zu Judith Butlers Theorien von der gesellschaftlichen Konstruiertheit von Geschlecht einfach keine Lust auf einengende Schubladen haben? All diese Themen sind nicht neu, doch die Vehemenz, mit der diese Fragen rund um Identitäten und Körper geführt werden, formen die Inhalte der neuen feministischen Bewegung maßgeblich. Diese Inhalte hängen unauflöslich auch mit der Wirkmacht von medial vermittelten, poppigen Bildern zusammen, die uns tagtäglich umgeben und strukturieren, wie wir uns heute Geschlecht überhaupt vorstellen können. Daher kommt mitunter der Terminus „Popfeminismus“, innerhalb dessen die schönen neuen Oberflächen mit feministischen Mitteln analysiert und kritisiert werden sollen, zur Beschreibung der neuen feministischen Bewegung zum Einsatz. Wie entwickelte sich dieser Begriff, der im englischsprachigen Raum eine ungefähre Entsprechung in der Bezeichnung „Third Wave Feminism“ findet, jedoch in den letzten Jahren?

Ohne selbst das Label „Popfeminismus“ zu verwenden, mit dem die Strömung erst später etikettiert wurde, und ohne von weiten Teilen des kulturellen Mainstreams wahrgenommen zu werden, unterzogen ab den 1990er-Jahren junge Frauen das Feld, in dem sie sich selbst bewegten und aktiv waren, einer feministischen Kritik: die Popkultur.

Denn auch wenn gerne davon ausgegangen wird, dass die Popkultur eine spielerische Experimentierfläche ist, in der jede Grenzüberschreitung und Rollenverdrehung möglich ist, so ist sie doch letzten Endes kein hierarchiefreier Raum. Auch dort kommen die gleichen Machtdynamiken zum Tragen, die die Gesellschaft als Ganzes strukturieren. Trotz vermeintlich progressiver Strukturen in Sub- und Popkultur herrschen hier ganz ähnliche Ausschlussmechanismen vor: „Frauenbands“ werden anders beurteilt als „Männerbands“, Frauen sind in weniger machtvollen Positionen – ob nun auf Titelbildern von Popzeitschriften oder den Vorstandsetagen von Musiklabels – präsent, Frauen haben mit abwertenden Geschlechterstereotypen zu kämpfen, die Expertise von Frauen wird per se in Abrede gestellt, um nur einige zu nennen. Diese Feststellungen führten zu Gegenreaktionen auf der praktischen wie auch der theoretischen Ebene. Auf der einen Seite versuchten Musikerinnen, Künstlerinnen und Aktivistinnen, den männlich dominierten Strukturen andere entgegen zu setzen, indem sie eigene Bands, Veranstaltungen, Partyreihen, „female DJ-Kollektive“ etc. schufen. Auf der anderen begannen die Protagonistinnen, die oft subtilen Ausschlüsse und sexistischen Repräsentationen in Texten, Vorträgen und Workshops zu benennen und offenzulegen.

Dabei war man im deutschsprachigen Raum fast immer implizit oder explizit von den Vorgängen jenseits des Atlantiks beeinflusst, da die Forma-

tion des so genannten „Third Wave Feminism“ in den USA mit seiner Betonung von Alltagspraktiken, Do-it-Yourself-Strategien sowie pluralen Identitäten eine wichtige Blaupause für popfeministische Ansätze war. Dieser Dritte-Welle-Feminismus, der seinen Namen in Anlehnung an die beiden ersten Wellen des Feminismus bekam (die Erste bis zur Erlangung des Wahlrechts, die Zweite in den 1960er- und 70er-Jahren) wurde um 1991 sichtbar. Er war mit seiner Betonung von aktivistischen und popkulturellen Protestformen in vielerlei Hinsicht kongruent mit der Riot-Grrrl-Bewegung, die ihren Anfang im kleinen Universitätsstädtchen Olympia, Washington an der nordamerikanischen Westküste sowie in Washington, D.C. nahm. Diese subkulturelle, feministische Jugendkultur kritisierte sexistische Strukturen in der Punk-Subkultur und brachte vernachlässigte „weibliche Themen“ wie Missbrauch und andere Formen der sexuellen Gewalt, Schönheitsterror, Essstörungen oder fehlende weibliche Solidarität mit musikalischen, künstlerischen und aktivistischen Mitteln auf die Agenda.

Während deutsche Poptheorie-Journalistinnen und Spex-Autorinnen wie Clara Drechsler, Jutta Koether oder Kerstin und Sandra Grether schon seit dem Ende der 1980er-Jahre in Deutschland Pophänomene aus einer dezidiert weiblichen Perspektive beschrieben hatten, kam 1998 ein wegweisender Sammelband auf den Markt, der die Komplexe „Pop“ und „Feminismus“ erstmals im

deutschen Sprachraum auf so umfassende wie erfrischende Weise zusammendachte und so einen kulturellen Transfer aus Amerika bewerkstelligte. Mit „Lips Tits Hits Power? Popkultur und Feminismus“ brachten die beiden Österreicherinnen Anette Baldauf und Katharina Weingartner die in den USA schon lange wogenden Debatten um die Repräsentation von Frauen in HipHop, Rock, Elektronik und Mainstream-Pop mit einer Veröffentlichung im Bozner Folio Verlag über den Atlantik. „Frauen- und Mädchenbands erobern seit Anfang der 90er-Jahre die Bühnen der Jugendkultur und benutzen diese als Forum feministischer Rebellion. ‚Riot Grrrls‘, ‚Hot Chicks‘, ‚Ghetto Divas‘ und ‚Rock Queens‘, ‚Gangsta Bitches‘ und ‚Hardcore Dykes‘ verbreiten lautstark ihre Versionen von Feminismus, Geschichten über Begehren, Sexismus und Gewalt. Weit über die Musik hinaus spinnen sie ihr Netzwerk: Zines, Labels, Mode, Plattenläden, Clubs, weibliche Idole, Cybernetworks, Demos und Lippenstift sind Markenzeichen von ‚Girl Power‘“, beschrieben die Herausgeberinnen im Vorwort ihre Motivation für die Zusammenstellung des mit unzähligen Zeichnungen, Fotos und Originaldokumenten gespickten Bandes.

Ein Jahr später war es mit dem Schriftsteller und Musiker Thomas Meinecke ein Mann, der den akademischen Gender Studies und dem Popfeminismus mit seinem Theorieroman „Tomboy“ ein Denkmal setzte. Die im gleichen Jahr erschienene Ausgabe der Zeitschrift „testcard. Beiträge zur

Popgeschichte“ widmete sich aus poptheoretischer Perspektive dem Thema „Gender“ und erklärte diese Schwerpunktsetzung so: „Das Thema lag mehr als nur in der Luft. Seit einigen Jahren bereits macht sich Kritik seitens wütender und engagierter Frauen breit, die es nicht mehr akzeptieren wollen, daß Popmusik und auch das Schreiben darüber überwiegend von Männern betrieben wird, betrieben in einer Art und Weise, die Frauen häufig von der Teilnahme ausschließt oder sie nur dann akzeptiert, wenn sie den vom männlichen Blick geprägten Klischees entsprechen.“

2001 veröffentlichte die Physikerin und Journalistin Barbara Kirchner den feministischen Thriller „Die verbesserte Frau“. Das Buch kritisierte patriarchale Technologie-Allmachtsfantasien und wurde von einer nun schon deutlich sichtbaren popfeministischen Community begeistert aufgenommen. Drei Jahre später erschien der Roman „Zuckerbabys“ von der ehemaligen Popjournalistin Kerstin Grether, der im alternativen Hamburger Popmilieu angesiedelt ist. Darin nimmt sie sich eines Themas an, vor dem auch, wie die Riot Grrrls schon deutlich gemacht hatten, vermeintlich subkulturelle Gemeinschaften nicht gefeit sind: Schönheitskult und Magersucht, die Frauen in ungleich größerem Ausmaß als Männer disziplinieren und terrorisieren. Im Jahr 2007 gab ich selbst die Anthologie „Hot Topic. Popfeminismus heute“ heraus, mit der ich einen Überblick über den Status Quo der Bewegung zu geben versuchte.

Natürlich war es neben den Theorie- und Prosaveröffentlichungen, die ein neues popfeministisches Bewusstsein deutlich machten, vor allem auch der Bereich der Musik, in dem eine blühende neue Szene zu beobachten war. Die (leider nur kurzlebige) Hamburger Band „Parole Trixi“ mit u.a. Sandra Grether als Mitglied hatte es sich auf die Fahnen geschrieben, den Geist von Riot Grrrl, wenn auch mit anderen musikalischen Mitteln, um die Jahrtausendwende endlich auch nach Deutschland zu holen. Daneben entstanden zahllose Bands und Kollektive von Frauen, die sich oftmals die noch relativ neuen und relativ demokratischen Mittel elektronischer Musik mit dem respektlosen Do-It-Yourself-Gestus des Punk aneigneten und kombinierten. Darunter war z.B. die queer-feministische Band „Rhythm King and her Friends“ oder das Kunst-Musik-Kollektiv „Chicks on Speed“, das mit seiner Compilation „Girl Monster“ (2006) der Idee von Riot Grrrl ein Update gab und an einer Traditionslinie bzw. der Sichtbarkeit von subversiven Musikerinnen weiterstrickte.

Aber auch Plattenlabels wurden von Frauen gegründet und geführt, wie das heute noch bestehende „Monika Records“, geleitet vom ehemaligen „Malaria“-Bandmitglied Gudrun Gut. Oder das – bereits verblichene – „Flittchen Records“, das die Sängerinnen der ehemaligen Band Lassie Singers, Christiane Rösinger und Almut Klotz, 1998 aus der Taufe hoben, um speziell Musik von Frauen ein Forum zu geben – was sie mit dem 1999

veröffentlichten Sampler „Stolz und Vorurteil. A Compilation of Female Gesang Gitarren und Elektronik“ auch fulminant taten. Daneben bildeten sich internationale DJ-Netzwerke für Frauen wie „female:pressure“, begründet von der Wiener DJ Electric Indigo, sowie zahllose regionale Kollektive wie „Femmes With Fatal Breaks“ in Berlin oder Quote in Wien, um nur zwei herauszupicken. Auch auf Tagungen war das Thema Popfeminismus nun präsent, wie z.B. beim vom Hamburger Frauenmusikzentrum veranstalteten Symposium „espressiva“ im Jahr 2001, auf dem es um „Musikerinnen und Öffentlichkeit“ ging. Einer der wichtigsten „Coups“ der neuen Bewegung war wohl die Organisation des ersten Ladyfests im deutschsprachigen Raum 2003 in Hamburg, das viele weitere nach sich ziehen sollte. Ladyfeste sind selbstorganisierte Festivals von Frauen, die die künstlerische Präsenz von Frauen herausstellen. Sie gehen in ihrer Gesamtheit auf das in der Nachfolge von Riot Grrrl 2000 in Olympia organisierte erste Ladyfest zurück.

Im Bereich der Medien begannen die Popfeministinnen, dem meist männlich dominierten Mainstream ebenfalls eigene Stimmen entgegen zu setzen – zunächst noch mit hobbymäßig hergestellten und distribuierten „Fanzines“ bzw. „Grrrl Zines“ in kleinen, oft selbstkopierten Auflagen und Namen wie „It’s not just boys’ fun“, „Toilet Paper Zine“, „nylon“ oder „Fiber“. Das von mir selbst mitbegründete „Missy Magazine“, das nach

dem Vorbild US-amerikanischer Zeitschriften wie „Bust“ oder „Bitch“-Magazine seit Oktober 2008 die Sichtbarkeit des kulturellen Schaffens von Frauen erhöhen will, setzt dabei auf eine Professionalisierung und gleichzeitig eine größere Verbreitung frauenspezifischer Anliegen – das alles jedoch mit einer gehörigen Portion Spaß. Denn die gehört zum Popfeminismus, der die Kritik am Pop nie ohne das Begehren am Pop denken möchte, trotz des gebotenen Ernstes immer auch mit dazu.

Irene Folie Dejaco

Dieses Gespräch findet gegen Abend in Bozen statt. Die Brixnerin ist, wie so oft, auf dem Weg ins Theater. Kulturveranstaltungen sind ihr täglich Brot. Als Zuschauerin ist sie überall anzutreffen. Irene Folie Dejaco ist das ideale Publikum: aufgeschlossen, flexibel, interessiert, kritisch. Ohne Menschen wie sie wären Kulturveranstaltungen überflüssig, denn ohne Publikum ist die Kultur nichts.

Sie haben dieses Interview eigentlich nicht geben wollen. Warum?

Ich habe die letzten Ausgaben der **alpenrosen** gelesen und weiß, dass wahnsinnig tolle, bewundernswerte Frauen zu Wort kommen, alles Kunst- und Kulturschaffende. Was habe ich da verloren?

Was täten diese Kulturschaffenden ohne Publikum, ohne Menschen, die Kultur zu schätzen wissen oder zumindest Notiz davon nehmen?

Ja, das stimmt. Ich bin aber nichts Besonderes, denn ich kenne viele Leute, die sehr intensiv Kulturveranstaltungen besuchen.

Ich würde schon behaupten, dass Sie besonders häufig anzutreffen sind. Zur Vorbereitung auf dieses Gespräch haben Sie auf meine Bitte hin ein paar Monate lang Buch geführt über ihre Kulturbesuche: 17 Termine im September, ganze 25 im Oktober und 9 in der ersten Novemberhälfte. Beachtlich.

Ja, drei bis vier pro Woche im Schnitt.

Sie wohnen in Brixen, das heißt also, Sie sind viel unterwegs.

Stimmt, aber der Aufwand lohnt sich. Was mich antreibt, ist die Neugierde und die Lust auf Kultur. Das ist mein Lebenselixier, hier hole ich mir die Energie, die ich für den Alltag brauche. Andere laufen einen Marathon, ich gehe ins Theater, zu einer Vernissage, zu einem Film oder in ein Konzert. Mir macht es nichts aus, am Abend nach Bozen, Bruneck oder Meran zu fahren. Zugegebenermaßen bin ich meistens mit dem Auto unterwegs, weil es gar nicht anders möglich wäre.

Wie hat sich diese Leidenschaft entwickelt?

Schon während meiner Schulzeit in der Lehrerbildungsanstalt war ich nicht eine, die gerne ausging oder Sport betrieb. Ich habe viel gelesen, bin ins Kino und ins Theater gegangen. Woher das kommt, kann ich nicht genau sagen, es war immer schon meine Welt. Ich vermute, es ist eine Art Kompensation dafür, dass ich selbst keinerlei musische Fähigkeiten vorzuweisen habe. Die Kulturbegeisterung hat sich dann hinübergeret-

tet in die Ehe, in die Familie, das ist immer nebenher gelaufen. Glücklicherweise war mein Mann am Abend viel zu Hause im Büro, da hat er mit dem Babyphone auf die Kinder aufgepasst. Deshalb konnte ich meiner Leidenschaft weiterhin frönen. Natürlich hat sich das Engagement nach der Pensionierung gesteigert. Endlich war ich frei, musste mich nicht mehr abends, wenn die Kinder im Bett waren, auf den nächsten Schultag vorbereiten. Ich sage es ganz offen, das war ein Geschenk des Himmels. Anfangs bin ich vor allem ins Theater und ins Kino gegangen, später sind die Konzerte dazugekommen. Da sind wir in Brixen natürlich glücklich mit „Musik und Kirche“ und dem Forum Cultur, das sind tolle Plattformen. Theatervorstellungen gibt es landauf, landab sehr viele. Ich liebe die Eigenproduktionen in der Dekadenz, besuche aber ebenso gerne das Theater in der Altstadt in Meran und die Carambolage. Zu den Vorstellungen der Vereinigten Bühnen Bozen bin ich von der ersten Stunde an gegangen, denn hier kommen heimische Schauspieler zum Zug. Bei jenen des Südtiroler Kulturinstituts habe ich mich später eingeklinkt, da war mir das Publikum früher etwas zu konservativ. Mittlerweile bin ich treue Abonnentin.

Ist es noch keinem Kulturpolitiker eingefallen, Sie als Beraterin beizuziehen? Sie haben ja wesentlich mehr Überblick über die Kulturszene als viele sogenannte Fachleute.

In Brixen bin ich sehr wohl in einigen Gremien und Vereinen dabei, auch schreibe ich als Kulturredakteurin für die Bezirkszeitung „Brixner“. Man hätte mich auch gerne in der Gemeindepolitik gehabt, aber ich habe einfach nicht den Ehrgeiz, mich politisch zu engagieren. Das ist natürlich ein riesengroßes Manko, aber ich bleibe auf der Schiene, dass es mir Spaß machen muss.

Um eventuelle Missverständnisse aus dem Weg zu räumen: Sie sind keine Wahnsinnige, die als Autogrammjägerin unterwegs ist?

Habe ich noch nie getan. Doch, ein einziges Mal in Meran, da ist Mathieu Carrière vor mir gestanden und ich hatte gerade seine Einladungskarte in der Hand, da dachte ich „jetzt lass ich ihn gleich unter-

schreiben“. Das Autogramm ist natürlich verschütt gegangen. Es geht mir nicht um die Stars, mein Interesse ist nicht personenorientiert. Konzerte allerdings suche ich mir schon einmal nach Dirigenten oder Solisten aus, die etwas Besonderes sind. Für mich ist Kultur das Tollste, was einem passieren kann, egal ob das eine Ausstellung ist oder ein Theater. Natürlich ist nicht immer alles von höchster Qualität, aber das ist keine Tragödie, es gilt auch zu honorieren, dass sich viele Menschen große Mühe gegeben haben. Ich äußere gerne meine kritische Meinung dazu, werde auch manchmal um Tipps gebeten. Da muss ich dann überlegen, was für wen das Richtige ist.

Sie könnten einen lukrativen Job daraus machen. Dazu fehlt mir wieder der Ehrgeiz.

Wenn man jeden Tag einen Kulturtermin wahrnimmt, hat man eine Menge Eindrücke, die man verarbeiten muss.

Es funktioniert besser als man erwarten würde. Ich bringe selten etwas durcheinander. Da ist es auch von Vorteil, dass ich ein sehr gutes Namens- und Physiognomiedächtnis habe.

Sie sind quer durch die Sparten unterwegs. Gibt es Dinge, wo Sie sagen, das ist nicht meins?

In den großen Bereichen Kino, Kunst, Theater, Musik, Literatur kann ich kaum sagen, dass mir ein Genre nicht gefällt. Was mich nicht immer anspricht, ist das Kabarett. Das bedeutet aber nicht, dass ich nicht gerne lachen würde. Ich mag nur das derbe Schenkelklopfkabarett nicht. Frauen gelingt es übrigens besser als Männern, feine Zwischentöne anzuschlagen.

Sie verfolgen die Südtiroler Kulturszene seit Jahrzehnten intensiv. Was hat sich verändert?

Die Vielfalt ist größer geworden. Es sind viele Sparten und Spalten aufgegangen, denken wir nur an den Poetry-Slam. Das ist eine ganz tolle Nische, wo viele Kreative ihren Platz gefunden haben. Das Festival Transart liebe ich über alles, weil es ungewöhnliche Performer zu uns bringt. Unvergesslich bleiben Patti Smith und Sonic Youth. Inzwischen



bewegen wir uns auf internationalem Terrain, berühmte Namen geben sich die Klinke in die Hand, nicht anders als in New York oder Paris. Besondere Highlights liefert das Bozner Stadttheater mit seinem tollen Ballettprogramm. Was wir in den letzten Jahren für großartige Choreografen hier hatten ... unglaublich! In die Oper gehe ich nur sporadisch. Ich liebe die Oper als ein besonderes Schauspiel. ... dafür besuche ich die Salzburger Festspiele.

Wieviel Gelegenheit haben Sie, auch die italienische Südtiroler Kulturszene zu verfolgen?

Etwas weniger als die deutschsprachige, das ist klar. Wir haben in Brixen nur das Teatro Stabile im Forum. Ab und zu gehe ich zu Vorstellungen des Circolo La Comune oder fahre ins Teatro Cristallo. Ich suche es aber nicht explizit, weil es einfach ausufern würde. Ich muss mich einschränken, denn im Schnitt finde ich südtirolweit täglich an die vier Veranstaltungen, die für mich interessant wären. Von denen muss ich eine aussuchen. Manchmal ist es ganz schön haarig, eine Entscheidung zu treffen, da wünsche ich mir dann einen Klon. Was zu kurz kommt, sind Buchvorstellungen, denn ein Buch kann man sich kaufen und Autoren sind nicht immer gute Vorleser.

Das KulturForumCultura hat im Frühjahr im Rahmen einer Blogaktion die Landtagsparteien gefragt, welche Kulturveranstaltung sie im vergangenen Jahr am stärksten beeindruckt hat. Einige glaubten feststellen zu müssen, dass es in ganz Südtirol kein nennenswertes Kulturangebot gibt.

So leid es mir tut, aber solche Aussagen kommen in meinem Bekanntenkreis sehr oft vor. Denen muss ich mal die Ohren lang ziehen, denn es gibt ein breitgefächertes Angebot für jeden Geschmack. Wer behauptet, es sei nichts los, muss seine „kulturellen“ Ansprüche hinterfragen. Außerdem gibt es so viele junge Engagierte, die bloggen oder neue Initiativen durchziehen wie franzmagazine, oder Joachim Goller mit dem Rotierenden Theater. Marta Jimenez startete vor zwei Jahren das Projekt „Open City Museum“ mit dem Ziel, alle Gesellschaftsschichten mit Kunst in Berührung zu bringen. Die Youngsters engagieren sich wirklich Tag und Nacht. Das bewundere ich sehr, weil ich selbst nie die Kraft dazu hätte.

Stellen Sie so etwas wie eine Aufbruchsstimmung fest?

Auf jeden Fall, vor allem, weil so viele junge Kulturschaffende mitmischen. Ich dachte früher immer, man müsse 40 oder 50 sein, bis man etwas auf dem Kasten hat. Nicht zu leugnen ist die Bedeutung der sozialen Netzwerke, die gehörig frischen Wind in die Kulturlandschaft blasen. Das Internet ist selbst für mich eine erhebliche Erleichterung. Früher hatte ich zig Broschüren zu Hause, jetzt finde ich alles auf www.kultur.bz.it.

Sie lernen verschiedene Arten von Publikum kennen.

Da gibt es zwei Typen, diejenigen, die interessiert sind, die kritisch hinterfragen und nicht nur auf einen „Ratscher“ vorbeikommen. Sie sind natürlich nicht so häufig unterwegs wie ich, das schaf-



fen nicht viele. Wir müssen schon festhalten, dass gar einige den ganzen Tag arbeiten und um 7 Uhr abends müde sind. Dann gibt es jene, die zu Veranstaltungen gehen, weil „es zum guten Ton“ gehört. Das ist in Bozen besonders ausgeprägt. Sehen und gesehen werden! Aber das darf alles sein, es tut der Sache keinen Abbruch. Ich gehe mittlerweile sehr gerne allein zu Veranstaltungen. Es ist oft zu aufwändig, alle Bekannten nach ihren Präferenzen zu durchforsten, um die passende Begleitung zu finden.

Noch ein Aspekt muss angesprochen werden, der ökonomische: Das ist ein teurer Spaß?

Ja, daran ist nicht zu rütteln, aber nachdem ich sonst bescheiden lebe, lässt sich das Kulturbudget ohne Weiteres einrichten. Ich wünsche mir eben zu besonderen Anlässen keinen Schmuck, sondern ein Abonnement. Statt Urlaub am Meer gibt es ab und zu Städtereisen. Da schaue ich mir dann eine Ausstellung, ein Ballett oder ein Theaterstück an und sehe zu, dass ich günstig wegkomme. Das ist für mich besonders in Wien gut möglich, weil Tochter und Schwester dort wohnen. Nachdem ich bei sieben Kulturvereinen bin, stellt mir einer davon seit drei Jahren einen „Kulturpass“ zur Verfügung. Ich bin dem Verein sehr dankbar dafür, und ich denke, nach all den Jahren habe ich es mir fast verdient.

Honoris causa sozusagen ...

Ja genau. Außerdem investiert jeder das Geld in das, was ihm lieb und teuer ist, und für mich ist es eben die Kultur. Ich muss auch dazusagen, dass mein Mann mich dabei unterstützt, weil er fast schon stolz darauf ist, dass ich so interessiert bin. Außerdem freut es ihn, dass er zuhause im Gespräch gewissermaßen an meinen schönen Erlebnissen teilhat. Auch meine Tochter liebt es, mit mir zu diskutieren oder ihre Katalogtexte durchzugehen.

Gibt es Wünsche an die Veranstalter?

Grundsätzlich habe ich nur Probleme, wenn am selben Ort zwei großartige musikalische Veranstaltungen zugleich stattfinden. Das kommt vor. Mein größter Wunsch wäre eine Koordinationsstelle, die Kollisionen verhindert, vor allem bei langfristig geplanten Veranstaltungen. Außerdem sollte keine Aufführung länger als 1 Stunde und 45 Minuten dauern. Dann ist bei mir die Grenze erreicht. Alles, was darüber hinausgeht, überschreitet die menschliche Sitz- und Konzentrationsfähigkeit. Gibt es Außergewöhnliches, kann das Limit ja überschritten werden, allerdings mit Pausen. Ohne Pausen geht es gar nicht. Dann bleibt nämlich in der Erinnerung nur die Mühe des Durchhaltens hängen.

Im Vorgespräch haben Sie erzählt, dass Sie noch nie bei einem Fest der Kastelruther Spatzen waren, obwohl Sie Ihre frühen Jahre auf dem Hochplateau am Schlern verbracht haben.

Einige meiner Jahrgangskollegen sind bei der Organisation dabei, und die lassen immer wieder entsprechende Bemerkungen fallen. Volksmusik ist partout nicht mein Ding. Ich versuche aber grundsätzlich alle möglichen Varianten und Emotionen an mir auszuleben. So ein Spatzenfest muss man wohl einmal mitgemacht haben, heißt es. Wenn dem so ist, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als es einmal auszuprobieren.

Interview: Renate Mumelter



Anna Heiss

Die junge Regisseurin muss sich mit ihren Figuren identifizieren, um sie authentisch auf die Bühne bringen zu können. Die Brixnerin lebt in Wien, inszeniert aber in Südtirol. Die Beschäftigung mit Kultur hat sie von zu Hause ganz selbstverständlich mitbekommen und auch mitgenommen. Regie führen ist das, was Anna Heiss am allerliebsten macht. Aber ganz klar ist noch nicht, wohin die Reise für die Fünfundzwanzigjährige geht.

Sie haben mit elf Jahren begonnen Theater zu spielen, mit 21 das erste Mal Regie geführt. Was fasziniert Sie am Theater?

Theater ist die Form kreativ zu sein, auf die ich frühzeitig gestoßen bin. Wäre es mit elf Jahren etwas anderes gewesen, wäre ich wohl dabei geblieben. Ich hatte immer das Gefühl, ich muss etwas tun, hatte immer einen großen Tatendrang. Meine beste Freundin wollte damals Theater spielen und ich habe mitgemacht. Am Theater fasziniert mich das Aufeinandertreffen verschiedener Ebenen. Zunächst geht es darum eine Geschichte stimmig zu erzählen, was mitunter der schwierigste Teil ist. Diese wird in Wort, Bild, Bewegung gepackt. Der Theaterabend ist dann im Gegensatz zu anderen Kunstformen Produkt einer Zusammenarbeit. Die gemeinsame Arbeit fasziniert und befriedigt mich ganz besonders.

Sie haben heute eine eigene Theatergruppe, „VonPiderZuHeiss“ ...

Meine Freundin Nora Pider ist Choreographin und Schauspielerin, ich bin die Regisseurin. Nora ist ganz Bühnenmensch, ich agiere lieber etwas im Hintergrund. Fix mit dabei ist auch Julia Vontavon, sie ist Sprachwissenschaftlerin, und Valentina Schatzer, sie schreibt und studiert Literaturwissenschaften. Der Rest des Ensembles wechselt regelmäßig.

Welches Theater machen Sie?

Armes Theater, sehr minimalistisch. Das hängt auch mit unserem geringen Budget zusammen. Wir orientieren uns stark am zeitgenössischen Geschehen. Was unsere Arbeit ausmacht ist sicher der Mix aus Schauspiel und choreographierter Bewegung. Auch der Einsatz von Popmusik ist eines unserer wiederkehrenden Stilelemente. Wir sind engagierte Laien, die nach stetiger Professionalisierung streben. Im Vordergrund steht aber die gemeinsame kreative Arbeit, die uns allen große Freude macht.

Auf einem der Fotos sieht man Sie mit einem rosa Pony. Was hat es damit auf sich?

Das ist eine ziemlich peinliche Geschichte. Meine „Weltpremiere“ als Regisseurin hätte in Rumänien stattfinden sollen. Wir waren zu einem Festival eingeladen, Voraussetzung war, eine Inszenierung mit-

zubringen und ich hab mir etwas einfallen lassen. So bin ich ja erst zur Regie gekommen. Wir sind also nach Rumänien gestartet und an der Grenze bemerkte ich, dass mein Ausweis verfallen war. Die Grenzpolizisten haben mich mitten in der Nacht aus dem Zug geworfen! Wir sind dann alle ausgestiegen und haben die Nacht in dem Dorf verbracht. Meine Leute sind am nächsten Tag weitergefahren und ich nach Hause. Ich habe also meine erste Premiere verpasst, zum Trost hat mir Nora ein pinkfarbenes Glitzerpony mitgebracht. In der Inszenierung hat sie ein Lied gesungen, die letzte Zeile lautete: „And the silver pink pony kisses me and says: you’ve come a long, long way and you deserve to be really happy.“

Wo stehen Sie heute als Regisseurin?

Karrieremäßig ganz am Anfang. Ich weiß nicht, ob ich mich noch hocharbeiten kann, aber ich versuche es. Künstlerisch habe ich schon einen Entwicklungsprozess durchgemacht, finde ich.

Wie finanzieren Sie Ihre Produktionen?

Das ist bei uns eine ziemliche No-Budget-Angelegenheit. Wir haben einige Sponsoren, da kommen meistens 1.000 Euro pro Produktion zusammen. Einiges kommt auch über freiwillige Spenden dazu, wir verlangen ja keinen Eintritt. Unsere Spesen sind gedeckt und im besten Fall bleibt ein kleines Taschengeld übrig.

Parallel zu Ihrer Arbeit als Regisseurin machen Sie ja auch zwei Masterstudien ...

Vielleicht bin ich ja weniger Regisseurin, als vielmehr Kulturarbeiterin. Ich bin interessiert an jeglicher Form von kultureller Produktion. Durch die Germanistik bekomme ich Kulturtheorie und die Beschäftigung mit literarischen Werken mit, das bringt mich sehr weiter. Ich habe das Gefühl, mit jedem Seminar zu wachsen. Und auch das Kulturmanagement ist sehr wichtig, denn nach dem Bachelor in Theaterwissenschaft brauchte ich so etwas wie ein Handwerkszeug. Das ist für mich wie eine Realitätsspritze, die ich immer wieder bekomme und die hilft, das System, in dem ich mich bewege, besser zu durchschauen.



Sie leben in Wien, inszenieren Ihre Stücke aber in Südtirol. Wieso?

Ein Publikum zu schaffen ist ja nicht so einfach. Das geht zunächst einmal über Freunde, Bekannte und Familie. Und all das habe ich hier. In Wien bin ich eine unter vielen. Die Möglichkeit, dort in einem professionellen Theater aufzutreten, ist fast eine Unmöglichkeit. In Brixen habe ich diese Chance über das Theater Dekadenz. In Wien fehlt mir bisher das Publikum.

Haben Sie schon einmal versucht, bei entsprechenden Initiativen in Wien anzuklopfen?

Versucht schon. Gleich nach unserer ersten Inszenierung, da waren wir so euphorisch und von uns überzeugt ... Die Möglichkeit hätte sich schon ergeben, aber man muss alle Kosten selber tragen und das war uns damals nicht möglich. Eine gewisse Demut vor dem Kunstschaffen in Wien spielt da aber auch eine große Rolle.

Ich habe Ihre Inszenierung „Das kunstseidene Mädchen“ von Irmgard Keun im Astra-Kino in Brixen gesehen. Im Mittelpunkt steht eine junge Frau auf der Suche nach sich und Ihrem Selbstausdruck. Haben Sie sich ein Stück weit auch wiedergefunden in dieser Figur?

Ja, auf jeden Fall. Ich konnte mich gut mit dieser Figur identifizieren. Doris ist eine junge Frau, die berühmt werden und im Rampenlicht stehen möchte. Sie spricht davon, ein „Glanz“ werden zu wollen. Und zugleich hat sie ein unglaubliches Schutzbedürfnis. In diesem Zwiespalt befinde ich mich auch.

Ist Identifikation also wichtig für das Regie führen?

Für mich ist es das Wichtigste. Ich muss die Figuren verstehen und mich einfühlen können. Ich muss deren Geschichten mit leben, sonst kann ich sie nicht authentisch umsetzen. Doris ist sehr sympathisch und auch sehr lustig, ich mochte sie von Anfang an.

Welche Stücke interessieren Sie?

Ich mag am liebsten böse Stücke. Letztes Jahr habe ich ein Stück des britischen Autors Mark Ravenhill gemacht, danach Xaver Bayer, der ja auch ein eher bitterer Autor ist und kühle Gesellschaftsanalysen in seine Texte einwebt. Auch Horvath mag ich sehr. Gleichzeitig gehe ich aber davon aus, dass ich mit meinen Inszenierungen Menschen erreichen und berühren, ihnen auch Trost und vielleicht Freude mitgeben kann. Vielleicht sollte ich deshalb weniger nach Stücken greifen, die vor allem mir gut gefallen, sondern nach solchen, die die Herzen der Menschen erwärmen. Ich bin mir ja noch nicht sicher, was der Zweck meiner Arbeit sein soll. Aber im Moment gefällt mir die Idee, Trost zu schenken besser, als die eine Spiegel-Funktion einzunehmen.

Was treibt Sie also an als Regisseurin?

Ich glaube, ich sollte mich da wirklich einmal positionieren. Weil das meiner Arbeit eine klare Richtung geben würde. Ich muss einfach entscheiden: Worum geht es mir? Um die Arbeit mit meiner Gruppe und um mich, also darum ein engagiertes Hobby zu haben? Oder geht es darum, wirklich für das Publikum etwas zu machen? Was heißen würde, dass ich die Arbeitsweise verändern müsste.

Sind Sie also noch auf der Suche nach dem, was Sie als Regisseurin wirklich machen möchten?

Einiges hat sich schon herauskristallisiert. Ich weiß, dass ich kein Regietheater mache. Ich sehe mich auch nicht so sehr als Künstlerin. Was ich gerne mache, ist Inhalte umzusetzen und zu adaptieren für die Bühne. Dadurch habe ich sicher schon eine Richtung eingeschlagen.

Haben Sie Vorbilder?

Im deutschen Sprachraum interessieren mich schon einige, David Bösch und Antú Romero Nunes zum Beispiel. Wahnsinnig gut finde ich die britische Performancegruppe „forced entertainment“. Jérôme Bel mag ich, überhaupt interessiert mich die Richtung Tanz und Performance, weil sie sehr produktiv ist und hier neue Ausdruckssprachen entstehen, die für mich inspirierend wirken.

Gehen Sie in Wien viel ins Theater?

Nie genug!

Sie bezeichnen das, was Sie machen als engagiertes Laientheater. Reizt Sie auch eine professionelle Bühne?

Ja sehr. Wobei ich mich frage, ob ich damit umgehen könnte, wenn ich plötzlich ohne die gewohnten Einschränkungen arbeiten würde. Einschränkungen sind ja auch produktiv. Wenn ich also plötzlich ein Budget hätte und ausreichend Zeit zu proben und und und ... Vielleicht würde ich da großartig scheitern? Aber natürlich hoffe ich, dass ich diese Gelegenheit einmal bekomme.

Das heißt, Sie möchten als Regisseurin weiter arbeiten? Sehen Sie Ihre berufliche Zukunft im Theaterbereich?

Ich bin da schon drin und komme irgendwie auch nicht mehr heraus. Mich ganz neu zu erfinden kann ich mir derzeit nicht vorstellen.

Wie schätzen Sie die Theaterlandschaft in Südtirol ein?

Ich bin ja nicht sehr oft hier. Aber wenn ich da bin, bemühe ich mich schon, mir vieles anzuschauen. Einiges, was ich sehe, geht mir auf die Nerven. Aber ich habe das Gefühl, dass die Städtetheater sehr bemüht sind, ihren Häusern Kontur zu geben. Sie zeigen auch junge Dramatik, das Südtiroler Kulturinstitut bringt tolle Inszenierungen nach Südtirol und die Laientheaterszene ist auch sehr lebendig. Das Theater ist schon sehr präsent hier.

Wie nehmen Sie Südtirol als junge, kreative Frau wahr? Können Sie sich vorstellen, wieder nach Südtirol zu ziehen und hier zu arbeiten?

Das kann ich mir gut vorstellen. Denn ich habe das Gefühl, hier kann noch etwas passieren.

Was könnte denn passieren?

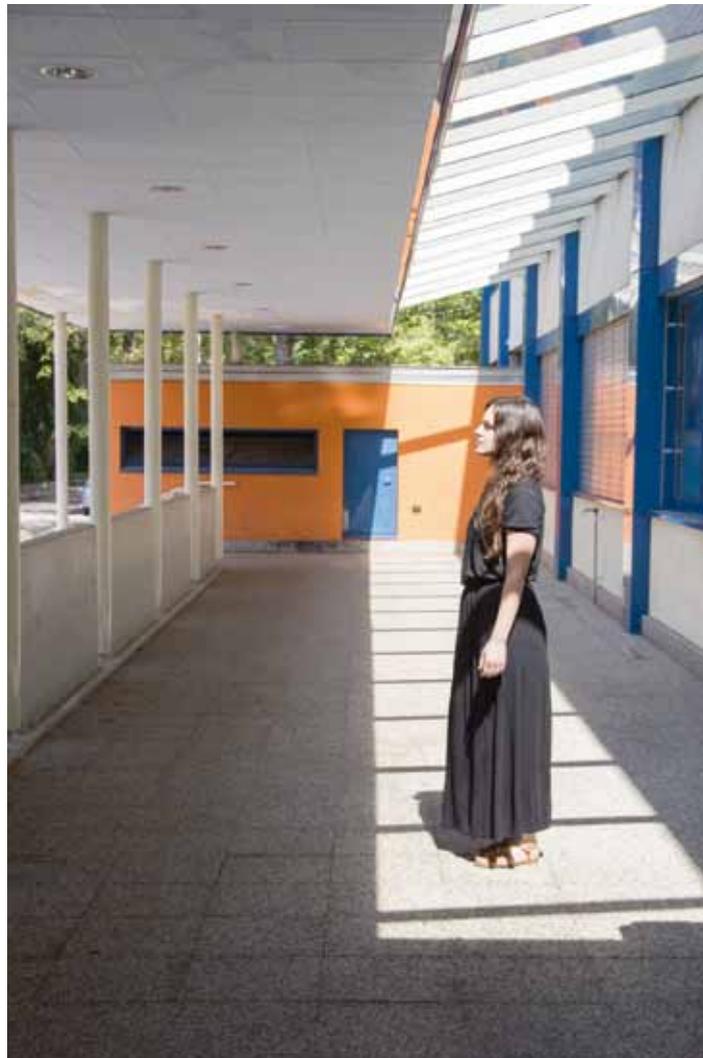
Wir! Es gibt viele Leute hier, die Lust haben, etwas zu machen. Und es gibt nicht wenige Möglichkeiten der Unterstützung. Diese Leute bekommen auch Öffentlichkeit und Resonanz, das ist schon sehr schön. Selten treffe ich hier Leute, die Projekte machen möchten und sie nicht umsetzen können. Es funktioniert fast immer. Jedenfalls erlebe ich es so.

Haben Sie Vorstellungen darüber, wo Sie in naher Zukunft gerne arbeiten möchten? Und vielleicht mit wem?

Da habe ich noch gar nie darüber nachgedacht, ob ich so etwas wie Traumpartner für die Theaterarbeit habe. Ich sehe mich eigentlich immer mit „Von PiderZuHeiss“, ich sehe uns so weiter machen ... Der große Wunsch wäre, ein ständiges Ensemble aufzubauen, verschiedene Häuser zu bespielen. Und es würde mich interessieren, zwei Schienen zu fahren, einerseits eine performative und andererseits Schauspiel. Aber ich habe letztes Jahr auch bei der Edition Raetia gearbeitet und fand großen Gefallen an der herausgeberischen Arbeit. An Buchprojekten zu arbeiten würde mir auch gefallen. Zwei Inszenierungen, zwei Buchprojekte und die Organisation eines Festivals pro Jahr, bestenfalls gegen Bezahlung – so würde ein erfülltes Leben für mich aussehen.

Ihr Vater, der Historiker und Politiker Hans Heiss, ist sehr kulturinteressiert und macht sich viele kulturpolitische Gedanken. Hat er Sie geprägt?

Sicher. Vor allem dadurch, dass Kunst und Kultur einen großen Wert hatten und haben. Das ist ja nicht selbstverständlich. Es war wichtig, sich damit zu beschäftigen und auch Ahnung davon zu haben. Es war wichtig, dass man liest, Musik hört, ins Theater und Kino geht und sich ein bisschen auskennt. Meine Eltern haben darauf immer Wert gelegt. Ich habe neulich wieder alte Bilderbücher durchgeblättert und da ist mir aufgefallen, wie sehr mich diese Ästhetik geprägt hat. Diese ersten Kontakte mit Kunst sind sehr wichtig und waren für



mich ausschlaggebend. Während mein Vater eher Vorbildfunktion hatte, war es meine Mama, eine Pädagogin, die mich aktiv gefördert hat.

Unterstützen Ihre Eltern Sie in Ihren Ambitionen?

Ja sehr. Sie sind stolz auf mich und glauben mitunter mehr an mich, als ich es tue. Das ist sehr bestärkend. Ohne ihre finanzielle Unterstützung könnte ich nicht machen, was ich tue.

Interessieren Sie sich für Politik?

Ich habe wenig Ahnung vom politischen Tagesgeschehen. Aber Theater ist ja eine politische Kunst. Ich stelle mich vor Leute und verhandle soziale Themen, im Grunde ist das immer ein politischer Akt. Aber Politik an sich scheint mir oft viel zu groß und unübersichtlich und manchmal langweilt sie mich auch. Ich sollte mich wahrscheinlich mehr damit auseinandersetzen, denn vielleicht ist es auch einfach Trotz. Ein spätpubertärer Akt der Ablehnung dessen, was der Vater macht?

Wie verbringen Sie am liebsten Ihre Zeit?

Am liebsten führe ich Regie. Oder beschäftige mich mit Stücken, bearbeite sie für eine neue Produktion, probe mit meinen Leuten ... Ich bin ziemlich schlecht mit Freizeit.

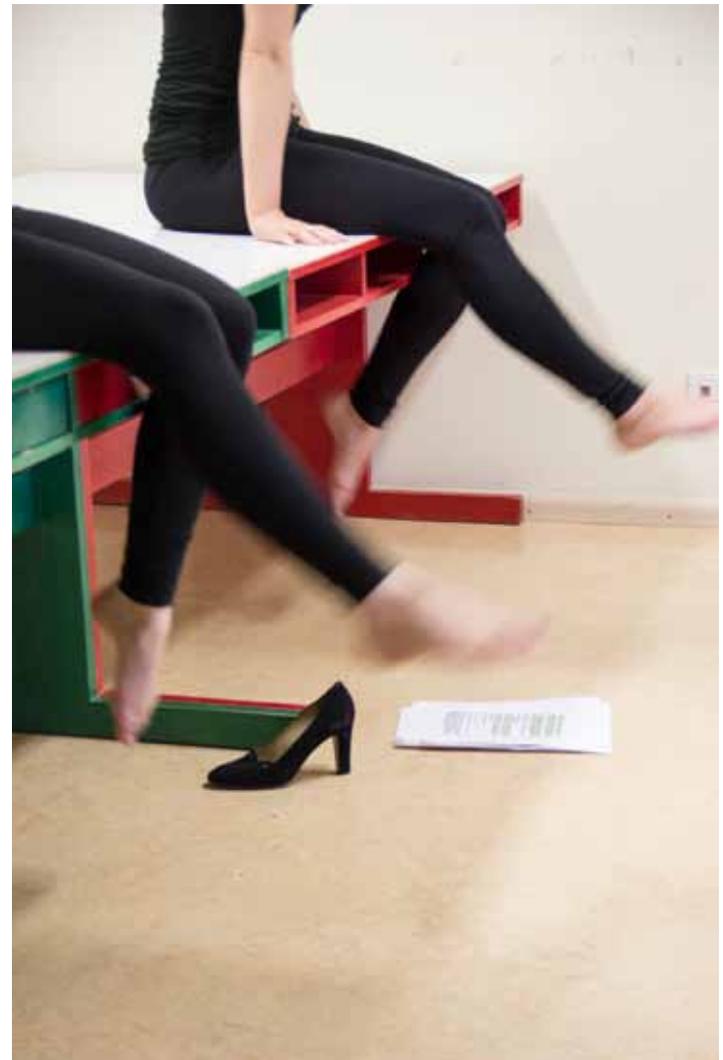
Was heißt das? Dass Beruf und Freizeit nicht zu trennen sind?

Ich kann nicht nichts tun. Vor dem Fernseher werde ich nervös. Ich muss immer irgendetwas tun. Die Getriebenheit ist sehr mühsam.

Ist Familie schon ein Thema für Sie? Oder ist es überhaupt eines?

Es ist sogar ein großes Thema. Ich habe zum Glück schon den perfekten Mann gefunden, der auch hoffentlich der Vater meiner Kinder wird. Eigentlich mag ich Männer ja nicht so besonders, aber Florian ist alles wonach ich jemals in einem anderen Menschen gesucht habe. Ich wusste nicht, dass das möglich ist. Ich glaube ja, dass es für mich das Richtige wäre, bald Kinder zu haben und mich ihnen ein paar Jahre zu widmen und dann mit der Karriere loszulegen. Für ihn ist es aber genau umgekehrt. Er möchte jetzt Karriere machen, ins Ausland gehen und würde gerne später heimkommen und mit mir eine Familie gründen. Ich hoffe, dass das irgendwie funktioniert, dass wir es schaffen, irgendwann am gleichen Ort zu leben, Zeit für unsere Liebe zu haben und trotzdem unserer Kunst weiterhin nachzugehen.

Interview: Susanne Barta



Annemarie Schick

Sie war klassische Tänzerin in Augsburg und den USA. Mitte der 1960er-Jahre brachte sie Yoga nach Südtirol. Bei der regelmäßigen Praxis geht es ihr nicht um körperliche und mentale Fitness, sondern um den spirituellen Weg. Ihr Leben, sagt sie, war eine Verkettung glücklicher Fügungen, und so wirkt sie auch: strahlend, positiv, gütig, weise.

Sie stammen aus Augsburg und waren in Ihrer Jugend klassische Tänzerin. Wie kam es dazu?

Durch eine glückliche Fügung. Mein Vater war Angestellter beim Stadttheater in Augsburg. Er kannte die Ballettmeisterin und eines Tages, im Gespräch, fragte sie ihn nach seiner Familie. Er erzählte, dass er zwei Töchter habe und dass eine davon sich ständig drehe. Die Ballettmeisterin schlug ihm vor, diese Tochter doch einmal in den Tanzunterricht zu schicken. Der Vater sagte zu, ging nach Hause und vergaß es. Eines Tages traf er erneut die Ballettmeisterin. Sie fragte ihn nach der Tochter, sie hätte sie im Ballett nie gesehen. Er antwortete, dass sie sich immer noch ständig drehe. Die Ballettmeisterin schalt ihn nun richtig und forderte ihn abermals auf, seine Tochter doch zu ihr in die Tanzstunde zu bringen. Und dieses Mal klappte es. Mit zehn Jahren ging ich also zum Kinderballett am Augsburger Stadttheater. Die Ballettmeisterin förderte mich, weil sie mich für talentiert hielt. Mit 14 Jahren wurde ich Elevin, mit 16 trat ich in die Ballettkompanie ein. Tänzerin zu werden, das war mein Traum.

Nach Kriegsende haben Sie als Solistin fast zehn Jahre am Stadttheater in Augsburg getanzt. Welche war Ihre Lieblingsrolle?

Ich bekam ein festes Engagement und tanzte als Solistin die weiblichen Hauptrollen in abendfüllenden Balletten wie zum Beispiel im „Joan von Zarissa“, einem Ausstattungsballett, das in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg großen Erfolg hatte, oder bei Balletteinlagen in Opern und Operetten. Besonders liebte ich die Rolle der Carmen und die Charaktertänze.

Ein professionelles Tänzerleben kann körperlich und psychisch sehr anstrengend sein, geht einher mit Verletzungen, ungewöhnlichen Tageszeiten und Lebensrhythmen, mit Gewichtskontrolle und Diäten, Rivalität in der Kompanie. Haben Sie deshalb die Bühnenlaufbahn aufgegeben?

Ich habe das nie so empfunden und hatte großes Glück. Die Kompanie war bunt zusammen gewürfelt und bestand aus lauter Kriegskindern. Da gab es weder Eifersucht noch Neid. Ich war ohne Ehrgeiz und es war mir ganz egal, wenn eine andere

Balletteuse ein Solo getanzt hat. Dann kam aber ein neuer Intendant. Er war sehr streng, unangenehm und wollte alles reduzieren, die Ausstattungen, die Kostüme, die Gagen. Da habe ich mir gedacht, jetzt bin ich 25 Jahre alt, jetzt könnte ich wirklich einmal weggehen.

Wie ging es dann weiter?

Es ergab sich wieder eine glückliche Fügung: Ein Kollege vermittelte mir eine neue Herausforderung in Amerika, wo ich für einen Freund von ihm eine internationale Ballettschule aufbauen sollte. Ich habe mir gedacht: Sofort nach Amerika! Es war eine große Herausforderung. Ich war ja noch nie von zuhause weg gewesen. Niemand wusste Genaues, man kannte sich nicht, alles lief über diese Gewährsperson in New York. Aber ich war neugierig und wollte etwas Neues ausprobieren. Also habe ich zugesagt.

Sie gingen in die USA und wechselten von der Bühne zum Unterricht ...

Mit dem Schiff fuhr ich nach Amerika. In Providence/Rhode Island hatte ich den Auftrag, im ländlichen Raum eine Reihe von Ballettschulen zu gründen. Ich machte den Führerschein, kaufte ein Auto und fuhr jeden Tag an einen anderen Ort. In Pfarrsälen, die mit Ballettstangen adaptiert werden mussten, gab ich Unterricht. Man muss wissen, dass Ballettlehrerinnen damals in Amerika wie Idole verehrt wurden. Innerhalb eines Jahres lief das Unternehmen so gut, dass die Kurse anfangen Profit zu erzielen.

Dann gab es eine sehr persönliche Wende in Ihrem Leben ...

Über eine Ballettschülerin lernte ich in Amerika meinen Mann, einen Bozner, kennen. Wir verliebten uns Hals über Kopf und gründeten eine Familie. 1957 kam mein Sohn Hannes zur Welt, zwei Jahre später meine Tochter Verena. Inzwischen, 1958, waren wir nach Bozen übersiedelt. Den Tanz musste ich aufgeben. Hier gab es keine Tanzkompanie und die wenigen Tanzschulen in der Stadt hatten nicht genügend Bedarf an Lehrenden. Über eine Freundin kam ich Mitte der 1960er-Jahre zum Yoga. Sie nahm mich zu einem Seminar in die Schweiz mit.

Yoga hatte ich schon vorher in Augsburg kennen gelernt. Unser Ballettmeister integrierte Übungen daraus, vor allem den Sonnengruß, in das Tanztraining und sagte immer, dass Klassischer Tanz und Yoga sehr verwandt seien. Bei beiden gehe es um die Körperbeherrschung, das Körperbewusstsein.

Wer waren Ihre Lehrer und Vorbilder?

Die ersten Yogastunden in der Schweiz erlebte ich eher auf der physischen Basis. Danach hab ich mich gefühlt wie ein Vögerl. Also, toll! Das ist die Sache! Ich machte eine Ausbildung bei der „Federazione italiana yoga“ in Rom, wo auch internationale Lehrer unterrichteten. Dabei begegnete ich Gérard Blitz, der mich zu seinen Kursen nach Zinal in die Schweiz einlud. Es kamen ausgezeichnete Lehrer dorthin, vor allem indische Yogameister und Schüler des berühmten Sivananda. Ich begegnete Satyanada, Satchidananda, Venkatesananda, und Chidananda. Ich war begnadet, dass ich so bedeutende Lehrer hatte! Besonders Satchidananda war ein Schatz! Er hat uns Yoga und Meditation mit vielen anschaulichen Beispielen aus dem Alltag näher gebracht. Zum Beispiel sagte er, dass man meditieren von einer Kuh lernen könne: „Ja, habt ihr noch nie eine Kuh gesehen? Wenn sie frisst nimmt sie alles mit, frisst richtig in sich hinein bis sie satt ist. Dann zieht sie sich zurück, legt sich hin, bekommt einen ganz meditativen Blick und wiederkäut. Manchmal spuckt sie ein Hölzchen oder ein Steinchen aus, das ihr in der Gier unterkam, und ist ganz zufrieden.“

Sind Sie auch nach Indien gereist?

Mit Gérard Blitz fuhr ich mehrmals nach Indien, später auch allein. Zu Krishnamacharyas Schule nach Madras und zu dessen Sohn Desikachar. Es waren hochgeistige, weltberühmte Lehrer! Indien war einfach toll! Es gab sehr unterschiedliche Yogaschulen, mit deren Unterricht ich nicht immer einverstanden war. Manche Lehrer, wie auch der berühmte Iyengar, legten großen Wert auf die Perfektion der körperlichen Übungen, so dass Schülerinnen mit Zerrungen von der Schule weggingen. Andere Schulen waren beinahe militärisch ausgerichtet, da war oft keine Philosophie dahinter.



Sie waren eine der Ersten in Bozen, die Yogakurse gab ...

Durch Erzählungen weckte ich das Interesse meiner Freundinnen. Sie wollten mitmachen und so fanden die ersten Yogastunden in meiner Wohnung statt. Eine Freundin brachte die nächste mit und so fort. Plötzlich war die Woche voll und ich war Yogalehrerin. Das war ja gar nicht meine Absicht gewesen und auch so eine Fügung. Später, als die Gruppen größer wurden, wechselte ich in die Ordination meines Mannes. Dort hielt ich eine bis mehrere Lektionen am Tag. Die Nachfrage war groß. Vor allem Frauen interessierten sich dafür. Ein paar treue Männer gab es auch. Als die Ordination geschlossen wurde, dachte ich daran, aufzuhören. Durch eine neuerliche Fügung kam ich jedoch zu Pater Placidus von den Benediktinern in Muri Gries und dem neu eingerichteten, großen Meditationsraum im Kloster. Nun musste ich das Einverständnis des Pfarrers einholen. Diesem erklärte ich das Wesen von Yoga, dass die Praxis nämlich dazu diene, die Menschen auf das Gebet vorzubereiten und beim Beten zu unterstützen. Daraufhin willigte er ein und ich führte die Yogakurse dort bis nach meinem 80. Geburtstag fort.

Ihr Name gilt in Bozen häufig immer noch als Synonym für Yoga. Sie haben vielen heute tätigen Yoginis die Initialzündung gegeben und bis vor zwei Jahren selbst unterrichtet. Welche waren die Hauptgründe, warum Menschen zu Ihnen kamen?

Durch mich haben die Leute Yoga kennen gelernt. Ich bin selbst darin aufgegangen, darum waren sie auch so begeistert. Den Leuten ging es in den

1970/80er-Jahren um das körperliche und seelische Wohlfühl, das sich Begegnen, das Zusammensein. Da ich schon seit meiner Kindheit eine geistig Suchende war, kam ich durch Yoga auf den spirituellen Weg. Eigentlich dienen die Körperübungen nach dem achtstufigen Weg von Patanjali nur dazu, dass man in der Meditation ohne Schmerzen richtig und entspannt sitzen kann. Durch Übungen für das „bewusste Sein“, das Im-Moment-Sein, durch das Nach-Innen-Richten der Sinne und die Konzentration kommt man in das Hier und Jetzt. Wenn man ganz bewusst ist, fehlt einem nichts. Man hat keine Zeit mehr, an Probleme zu denken. Der Mensch kommt wieder in die eigene Mitte, ist wieder eins mit sich selbst. Bewusstsein in einer Sache schafft Zufriedenheit und gibt Energie. Im höchsten Stadium bringt es Erleuchtung. Wir hüpfen ja ständig von der Vergangenheit in die Zukunft und übersehen dabei die Gegenwart. Das Jetzt ist aber wichtiger. Das Jetzt wird zur Ewigkeit.

Yoga erlebt seit einigen Jahren weltweit einen regelrechten Boom. Es scheint ein Allheilmittel gegen alles zu sein. Kurse und Lehrende schießen auch hierzulande wie Pilze aus dem Boden. Warum ist das so? Was suchen die Menschen heute?

Man muss nur schauen, was in der Welt passiert. Die Natur spielt verrückt, die ökologischen Systeme kippen, die sozialen und wirtschaftlichen auch, mit weit reichenden Folgen. Heute haben die Menschen zu viele Erwartungen, es herrschen Ehrgeiz und Wettbewerb. Die Menschen leben mechanisch, sind abhängig von der Materie, immer abrufbereit, in Eile, unzufrieden. Nur im Verstand zu sein macht



unglücklich. Das bringt die Menschen aus ihrer Mitte. Dann sind sie Suchende. Diese krankhafte Situation führt die Menschen zum Nachdenken. Sie hören von Yoga. Yoga gibt wieder inneres Gleichgewicht, Entspannung, Ruhe, Gelassenheit. Die Mitte ist der Ort, wo wir glücklich sind. Je tiefer du im Bewusstsein bist, umso mehr begreifst du deine Umwelt, jeden Menschen. Du verstehst und verzeihst ihm und hast es nicht mehr nötig zu urteilen, sondern siehst ihn als göttliches Wesen an, respektierst ihn, egal, was er tut. Yoga ist eine Entwicklung, um in die Einheit mit diesem wunderbaren unbekanntem Wesen zu kommen, das alles schafft. In allem, was ist, ist der Schöpfer da. Und darum ist die Kommunikation mit den anderen Wesen und der Natur so wichtig. Ich habe große Hoffnungen in die Kinder. Sie kommen schon als Lehrer zur Welt. Sie strahlen dich bewusst an und mit einem Blick ist Kommunikation da!

Was halten Sie von Indiens Rückbesinnung auf die Yogatradition und den Bestrebungen, Yoga als Marke patentieren zu lassen, um daraus ein Business zu machen?

Diese Idee geht in die falsche Richtung. Man müsste Yoga frei lassen, damit es Verbreitung findet. Es braucht Praktiken wie Meditation, Yoga, Singen oder gemeinsames Beten, damit der Mensch wieder zu sich kommt. Das würde der Welt aus dem Chaos, aus der materialistischen Weltanschauung heraushelfen.

Heute, mit 83, sind Sie elastischer als viele junge Menschen, Ihr Geist ist lebendig und klar. Was hat Ihnen Yoga gebracht? Wie gehen Sie mit der Vergänglichkeit des Körpers um?

Yoga hilft weiser zu werden und die körperlichen Leiden besser zu ertragen. Man braucht nichts mehr, ist immer ausgefüllt. Es geht nicht um das Körperliche, sondern darum, bewusst im Hier und Jetzt zu sein, um den Moment, den ich gerade lebe, mit allem zu erfassen, was ich bin. Mein Denken realisiert sich. Dadurch bilde ich mein Schicksal. Im Jetzt erschaffe ich selbst meine Zukunft, einfach indem ich jetzt schon zufrieden bin. Es ist ein Naturgesetz: Wenn man negativ denkt, kommt Negatives zurück. Wir sehen uns gerne als Opfer.

Sie praktizieren immer noch regelmäßig Yoga bzw. Meditation. Wie schafft man es, so konsequent dabeizubleiben? Sind Sie sehr diszipliniert?

Ich bin nicht diszipliniert, sondern mich motiviert die Freude am Gegenüber, an anderen Menschen, dass man sie glücklich machen kann. Und die Hingabe an die bewusste Tätigkeit. Bewusstes Putzen beispielsweise gibt befriedigende Momente. Das ist keine verlorene Zeit.

Yoga war der rote Faden in Ihrem Leben. Sie haben so viel Strahlendes, Positives an sich. Macht Yoga glücklich?

Was heißt schon glücklich? Yoga gibt Zufriedenheit, innere Ruhe. Yoga hilft das Leben bewusster zu leben. Das bewusste Sein ist das Göttliche in uns. Es bedeutet, die eigenen Fehler zu akzeptie-

ren, sich selbst zu vergeben und zu lieben. Es führt zum Sinn des Lebens. Probleme, Leiden bieten die Möglichkeit, daran zu wachsen, zu lernen, die Situationen anzunehmen und aus einem anderen Blickwinkel zu sehen.

Wo stehen Sie heute auf Ihrem Weg im Sinne der Yogalehre? Was wünschen Sie sich in Zukunft?

Man kann eigentlich nie richtig sagen, wo man steht, weil man den Anfang und das Ende nicht kennt. Ich wünsche mir, dass ich meine Aufgabe gut löse, egal was mir passiert. Dass ich zurückfinde in die Einheit, in die geistige Welt, die Gott ist. Gott ist die Sinnsuche, die Suche nach Gott in dir.

Interview: Alexandra Pan



Valeria Merlini

Die Welt der Klänge und Geräusche faszinierte die gebürtige Boznerin schon während ihrer Kindheit. Nach der Oberschule schloss sie ihr Architekturstudium in Florenz ab und pendelte zunächst zwischen ihrem Studienort und Bozen, bevor sie 2006 nach Berlin zog, um dort an der Universität der Künste einen Master in Sound Studies zu machen. Heute lebt sie überwiegend in Berlin und Bozen.

Valeria, Sie beschreiben sich als DJane, Klangkünstlerin und Kuratorin. Bei Ihrer Arbeit geht es also um Klang?

Der Klang ist das zentrale Element, um das herum ich alle Projekte entwickle. Einerseits bin ich DJ für experimentelle Musik und „Turntablist“ (Turntables dt. Plattenspieler, Anm.d.R.), andererseits arbeite ich als Performerin unter dem Künstlernamen JD Zazie an Soloprojekten, aber auch zusammen mit Bands und anderen Musikern und Künstlern. Ich produziere außerdem für das Radio, ich habe derzeit eine wöchentliche Sendung auf Staalplaat Radio und bin Teil des Florentiner Künstlerkollektivs Burp Enterprise. Außerdem biete ich gemeinsam mit der Künstlerin Felicity Ford Workshops auf Klangkunst-Festivals an. Wir erarbeiten dabei aus „Field Recordings“ kreative Dokumentation der Festivals.

Studiert haben Sie aber zunächst etwas anderes, nämlich Architektur. Schlägt sich das in Ihrer Arbeit nieder?

Ja, ich arbeite nämlich auch an der Erforschung der klanglichen Dimension des urbanen Raumes, und entwickle Methoden, mit denen sich diese Dimension dokumentieren und analysieren lässt. Dabei interessiert mich vor allem, wie sich das Element des Klanges in die Architektur und Stadtplanung integrieren lässt. 2011 habe ich in Berlin mit dem Architekten Olaf Schäfer das Studio Urban Resonance gegründet. Hier beschäftigen wir uns von einem kritischen, interdisziplinären Standpunkt aus mit der sozialen und kulturellen Dimension von Klang im Stadtbereich.

Und was machen Sie in Ihrer dritten Rolle als Kuratorin?

Als Kuratorin will ich Situationen schaffen, in denen ein Austausch von Wissen stattfindet. Darum wähle ich Projekte aus, die ich persönlich interessant und stimulierend finde. 2011 hatte ich das Vergnügen bei „Transart“ den Workshop „Instant Cut - The art of turntablism“ zu kuratieren und seit 2012 bin ich künstlerische Leiterin des Festivals „MuseRuole - Women in Experimental Music“. Meine erste kuratorische Arbeit habe ich 2006

gemacht. Damals habe ich zusammen mit dem Forum Klanglandschaft, der Südtiroler Abteilung des Nationalen Institutes für Urbanistik und der Stadt Bozen ein internationales Symposium organisiert, bei dem es auch um Klang in Stadtplanung und Architektur ging.

Wann haben Sie die Welt der Klänge und Geräusche für sich entdeckt?

Musik und Klänge haben immer schon eine große Rolle für mich gespielt. Ich war von klein auf von der Welt der Geräusche fasziniert, habe mich ganz darin verlieren können, die Geräusche der Natur und meiner Umgebung zu hören und kennenzulernen. Dieses aufmerksame Hören habe ich immer genossen. Auch zuhause: Die Geräusche des Alltagslebens, aus der Nachbarschaft, wie im Haus gesungen wurde, die Stimmen, wenn meine Eltern bis spät in die Nacht mit Freunden plauderten. Musik von Kassetten und Langspielplatten, eine unglaubliche Welt. Jedes Geräusch war für mich als Kind eine Entdeckung. Ich habe ganz intensive Erinnerungen an die Plattensammlung, Hörspielaufnahmen, den tragbaren Kassettenrekorder, das gemeinsame Musikhören mit Freunden. Dann habe ich Radio gehört und aufgenommen, meine ersten Mixtapes gemacht, schließlich eigene Radiosendungen produziert, Mixen gelernt und Klänge aus meiner Umgebung aufgezeichnet. All das hat mich geprägt, das und meine wunderbare Familie.

Wie kam es, dass Sie Radiosendungen gemacht haben?

Den Anfang habe ich beim gemeinnützigen Lokalsender Radio Tandem gemacht. Hier hatte ich die erste Möglichkeit, hinter die Kulissen zu schauen und mit unterschiedlichen Sendungsformaten zu experimentieren. Von 1989 bis 1996 machte ich wöchentlich im Abendprogramm die Sendungen „A tutto jazz“ und „Patatrack“. In Florenz ging es weiter. Ich hatte eine Sendung im Nachtprogramm von Novaradio, die hieß „Das ungeheure Elektron“. Auch dabei ging es um experimentelle Musik. Heute arbeite ich eben beim Internetsender Staalplaat Radio.

Sie sind aber nicht beim Radio geblieben.

In Florenz habe ich an der Architekturfakultät vor allem Stadtsoziologie studiert, aber auch angefangen, außerhalb des Radios als DJ aufzutreten. Glücklicherweise habe ich das bereits erwähnte Künstlerkollektiv Burp Enterprise kennengelernt und wurde Teil davon. Diese Begegnung war fundamental und hat mein Interesse an der Musik noch einmal bekräftigt. Ich bekam Musik zu hören, die ich nicht kannte, begann mit anderen gemeinsam zu spielen, begriff, dass ich unbedingt experimentieren wollte. Das DJ-Setup wurde zu meinem Musikinstrument, Plattenspieler, Mixer, CD-Spieler, vorher aufgezeichnetes Material. Mit diesen eher unkonventionellen Instrumenten habe ich angefangen, meine eigene musikalische Sprache zu entwickeln.

Wie sah dann der Berufseinstieg aus?

Nach dem Studium habe ich zwei Jahre lang als externe Beraterin für die Gemeinde Bozen am Projekt „Bozen – eine sichere und solidarische Stadt“ gearbeitet. Dabei habe ich mich mit der sensorischen Wahrnehmung des urbanen Raumes beschäftigt, vor allem mit dem Gefühl von Un/sicherheit im öffentlichen Raum im Verhältnis zur städtischen Sicherheitspolitik. Ich habe mich gefragt, wie man innerhalb unseres Lebensraumes mit architektonischen und städtebaulichen Maßnahmen ein stärkeres Gefühl von Sicherheit schaffen könnte und einen anderen Ansatz verfolgt als den, mit dem das Thema normalerweise angegangen wird und der eher auf soziale Kontrolle und räumliche Einschränkungen setzt.

Sie sind aber noch einmal aufgebrochen, diesmal Richtung Norden ...

Ich hatte nach Ende des Projektes in Bozen das Glück, mein Interesse an der sensorischen Wahrnehmung urbaner Räume und meine Leidenschaft für Musik zu verbinden, ich durfte nämlich mit dem Forum Klanglandschaft und der Gemeinde Bozen dieses Symposium „La città suonante – Die klingende Stadt“ durchführen. Dabei wurde mir aber auch klar, dass ich einen anderen Weg würde einschlagen müssen, mehr Freiheit brauchte, um



auf meinem oft als „visionär“ betrachteten Interessengebiet experimentieren zu können. Darum habe ich mich für den Masterstudiengang in Sound Studies an der UdK Berlin eingeschrieben und begonnen, dieses Themenfeld auch künstlerisch noch stärker zu bearbeiten.

Wie sehen Sie sich heute selbst?

Ich sehe mich zunächst als Frau, die sich entschieden hat, beruflich so weit wie möglich die Dinge zu tun, die ihr gefallen. Mit allen Vor- und Nachteilen, die das mit sich bringt. So vielfältig und herausfordernd meine Tätigkeit auch ist, ich empfinde sie als regenerierend. Ich zehre von dem was ich tue, es gibt mir Kraft und meine Arbeit motiviert mich, meine Recherchen zu vertiefen, musikalisch, künstlerisch und urbanistisch.

Was sind diese Vor- und Nachteile und ist Ihnen Selbstverwirklichung sozusagen wichtiger als „materiell“ messbarer Erfolg?

Im Leben erscheint mir ganz wichtig, sich zu verwirklichen, in dem man tut, was einem gefällt. In der gegenwärtigen Zeit sind die Rechte vieler Arbeitnehmer und die soziale Absicherung immer weniger gewährleistet. Aber außer dagegen zu protestieren und sich aufzulehnen ist es auch wichtig, sich neu zu erfinden, sich der eigenen Zeit wieder zu bemächtigen, sich dem zu widmen, was einen bereichert – individuell und kollektiv. Ich versuche also, den Umstand, zu einer partiell prekären Situation gezwungen zu sein mit einer anderen Einstellung zu erleben und finde darin auch Bereicherndes und Freiheit. Um auf Ihre Frage zurückzukom-

men, ich glaube nicht, dass sich Selbstverwirklichung und materieller Erfolg ausschließen, sie gehen Hand in Hand. Angemessene Bezahlung erlaubt einem, mit größerer Gelassenheit anderen Projekten nachzugehen.

Ihr Arbeitsbereich ist bestimmt von aktuellen Technologien und zeitbasierten Medien. Wie wichtig ist dabei der Aspekt des Neuen, der Avantgarde? Muss man originell sein?

Ich habe mich nie dem Druck ausgesetzt, besonders originell oder avantgardistisch sein zu müssen. Etwas besonders Spektakuläres, Originelles zu kreieren, um dafür Anerkennung zu ernten, ist mir total fremd. Ich muss nicht das „Neue“ für mich vereinnahmen um daraus meine Identität zu konstruieren. Dinge sind viel interessanter, wenn sie aus individuellen Ansprüchen und persönlichen Interessen entstehen. Das heißt aber nicht, dass ich mich von dem distanzieren, was um mich herum geschieht. Ich höre und sehe gerne, was andere machen, bin froh, wenn sich dadurch mein Horizont erweitert.

Aber glauben Sie, dass Ihre heute sehr „zeitgenössische“ ästhetische Sprache irgendwann auch altmodisch sein könnte?

Io sono una „fuori moda“ alla moda, (lacht). Wie gesagt, ich empfinde überhaupt keinen Druck, besonders „zeitgenössisch“ sein zu müssen. Das ist eine Frage, die ich mir einfach nicht stelle.

Erzählen Sie doch bitte noch etwas über das Festival „MuseRuole“, das 2014 zum dritten Mal in Bozen stattfindet...

„MuseRuole“ ist ein wirklich schönes Festival, im Mittelpunkt stehen experimentelle Musikerinnen und Performerinnen. Das Festival bietet einerseits Überblick über zeitgenössische Formen und Sprachen, ein Aspekt ist aber auch die Frage, ob es unabhängig von den verschiedenen Ansätzen so etwas wie einen spezifisch weiblichen Ausdruck in diesem Bereich gibt. Die Beiträge reichen von akustisch bis elektronisch, von Improvisation bis Komposition. Auch die Herkunft und Intention der Künstlerinnen ist ganz verschieden.

Muss man solche „geschützten Räume“ schaffen, damit Frauen sich in dieser Szene behaupten können?

Nein, ich glaube nicht, dass das notwendig ist und das ist auch nicht das Ziel von „MuseRuole“ – dann würde das Festival seinerseits Gefahr laufen, zu einer Art von Diskriminierung beizutragen. Zunächst ist das Festival aus der Idee geboren, hybride, freie Zonen aufzuzeigen, Raum für Dinge zu schaffen, die nicht klar klassifizierbar sind. Dabei steht Musik im Mittelpunkt, die aus der Notwendigkeit entsteht, sich auszudrücken. Wir wollen keine Nische in der Nische schaffen, sondern einen fehlenden kulturellen Referenzpunkt geben. Frauen haben die Musikgeschichte immer geprägt. Wenn man genauer nachforscht, merkt man erst, wie wenige von ihnen in Erinnerung geblieben sind, wie wenig die Arbeit von experimentellen Komponistinnen allgemein Beachtung und Verbreitung gefunden hat. Dadurch fehlt die Möglichkeit, sich auch auf einer historischen Ebene mit ihrer Arbeit



auseinanderzusetzen. Mit dieser Idee, bei einem Festival den Fokus auf Frauen in der experimentellen Musik zu richten, verfolgen wir einerseits das Ziel, ihnen einfach etwas mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Das ist der erste Schritt, von dem ausgehend man dann fragen kann, ob es überhaupt möglich und sinnvoll ist, eine spezifisch weibliche Art von Kunst zu definieren und abzugrenzen. Aber das ist dann erst einmal eine Hypothese, die über die Analyse von Formen, Genres und kreativen Ansätzen laufend hinterfragt werden muss.

Heute pendeln Sie zwischen Bozen und Berlin. Berlin ein Ort, der Kreative immer noch magisch anzieht – warum?

Berlin ist eine sehr schöne Metropole, die auf vielfältige Weise anregend ist, lebhaft aber auch lebenswert, mit viel Grün. Die Stadt ist eine optimale Plattform um Input zu erhalten, zu experimentieren und sich mit anderen Künstlern auseinanderzusetzen. Darum zieht es sicher viele junge Leute nach Berlin. Man muss aber auch sagen, dass die Stadt in den letzten Jahren als eine Art Insel der Seligen vermarktet wird, die sie nicht ist und nie war.

Sind Sie gerne in Bozen, fehlt Ihnen die „Heimat“ manchmal?

Bozen ist eben eine kleine Stadt, die sich aber in den letzten Jahren stark verändert hat. Ich finde sie heute kulturell viel lebendiger als zu jener Zeit, als ich als Jugendliche weggegangen bin. Auch darum interessiert es mich, in Südtirol Projekte einzubringen. Ich bin zuletzt immer wieder überrascht worden, habe kleine Perlen in meiner Stadt entdeckt. Projekte sehr aktiver Kollektive, Stadtteile, die neu belebt wurden. Ich komme immer gerne zurück. Ich mag die Stadt und es leben immer noch viele Menschen dort, an denen mir liegt. Am meisten fehlen mir aber an Südtirol die Natur, die wunderbare Landschaft, und der gute Wein.

Werden Sie zurückkommen?

Ich kann da gerade keine Prognosen machen, ich bin ein „cane sciolto“. Alles ist denkbar. Ich habe keine großen Verbindlichkeiten und Verpflichtungen, außer persönlichen Kontakten in den Städten, in denen ich lebe oder gelebt habe. Ich sage einmal, im Moment gefällt es mir ganz gut, mit einem Bein in Berlin und dem anderen in Bozen zu stehen.

Interview: Sabine Funk



Über Emil und mich: Emil begleitet mich schon seit einigen Jahren als Protagonist durch mein Schreiben. Immer wieder nimmt er Rücksicht auf meine Interessen, stellt mir neue Freunde vor und erweist sich als Genießer des Alltags. Am liebsten aber erzählt er mir von seiner Zeit als Zivildienstler und Sanitäter in Tirol ...

Robert.

Carla Thuile

Gestern habe ich Robert gesehen. In Villach am Bahnhof beim Umsteigen. Er ist älter geworden. Nicht, dass ich mir erwartet hätte, dass er in den letzten zehn Jahren jünger geworden wäre, aber er ist alt geworden. Auf die Sechzig wird er jetzt wohl zugehen. Verdammst, ist es lange her, dass ich damals mit ihm gearbeitet habe, dass ich damals in seinem engen Büro gesessen bin!

Die Haare hatte er immer schon grau meliert, aber jetzt, jetzt sind die Schläfen richtig weiß und es steht ihm nicht. Er sieht ausgelaugt aus, ja, das trifft es besser als alt. Die Wangen von Falten durchzogen, noch dünner als er damals schon war. Ob es ihm gut geht? Ich hätte gern ein bisschen mit ihm geredet, kurz habe ich überlegt, ob ich ihm nicht einfach nachlaufen soll, aber ich habe ja den Anschluss Richtung Leoben gehabt.

Er hat so unglücklich gewirkt. So ganz anders als der Robert von damals. Damals in Tirol, damals war er stark, richtig stark. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er auf dem Asphalt kniet, einen Zugang legt oder die Augenbewegungen kontrolliert. In der roten Jacke. Unserer roten Jacke. Er ist immer schon schwächling gewesen, schlank, aber doch sportlich, ein Mann voller Energie. Wie er da auf den Fliesen im Hallenbad kniet, verschwitzt, die Brille baumelt um seinen Hals und er kämpft. Herzdruckmassage. Und ich stehe daneben und verkneife mir das Heulen. Dann hält Robert inne, wirft einen Blick auf das EKG, nimmt die Rechte des Patienten in beide Hände und starrt ins Leere. Dann macht er die Kabel ab, sagt: „Emil, hol die

Trage.“ Ich arbeitete gerne mit ihm, er gab klare Anweisungen. Und er blieb gelassen, wenn alles andere unruhig war. Wenn die Feuerwehr herumfuhrwerke, wenn du die Schaulustigen am liebsten angeschrien hättest, wenn du keinen Plan mehr hattest, dann strahlte er Ruhe aus, nahm sich die Zeit für ganze Sätze.

Robert verkörperte etwas für mich, damals. Eine Art ... das Gefühl, dass da jemand ist, der die Lage im Griff hat. Nicht nur konkret im Einsatz vor Ort, da nimmt der Notarzt dir immer die Verantwortung ab, aber es ging darüber hinaus, viel allgemeiner. Seine ganze Haltung, wie er zu den Einsätzen stand. Zu den Patienten, zur Verantwortung, auch zum Tod. Besonnen, ruhig und gleichzeitig wieder die Ärmel hochkrepeln, gelassen und auch wieder mit Herzblut dabei. Ohne dass er viel darüber redete. Er zeigte, wie es gehen kann. So ein Idealbild. Jemand, von dem man denkt, den wirft nichts aus der Bahn. Und dann sehe ich ihn wieder, gealtert, mit eingefallenen Mundwinkeln.

Robert erklärte mir die Welt – den Eindruck hatte ich damals. Eigentlich war er nicht der große Redner. Er saß zwar immer wieder bei uns in der Wache unten, aber herumplaudern war nicht sein Ding. Erst sobald die Gespräche ernster wurden, kam er ein bisschen aus sich heraus. Dann sah er von seinen Büchern auf, stellte eine geistreiche Frage oder warf ein Zitat ein, aber dass er sich mal eine ganze Diskussion lang dazugesetzt hätte, nein.

Unter vier Augen wurde er schon mal redselig. Das konnte ich öfters hören und sehen – das wa-

ren Gespräche, die ihre Ernsthaftigkeit wie eine Dunstwolke verströmten, sodass man schon beim Betreten des Raumes spürte, dass man nur hineingekommen war, um etwas zu holen. Zweimal redete Robert auch mit mir so.

Das eine Gespräch war im Krankenwagen. Wir hatten eine Schlaganfallpatientin aus dem Schlafzimmer geholt: wie so oft der Notruf viel zu spät, Hermine fuhr wie zu oft ein halbschweres Tempo, die Frau war dämmrig und Robert saß da, den Blick fest auf die Geräte gerichtet. Da fragte ich ihn: „Was tun wir eigentlich, wenn ...“ Und er ganz trocken: „Nichts. Bei einem akuten Infarkt hilft nur ein Eingriff.“

Mich brachte das damals ziemlich aus dem Konzept. Dass wir Sanitäter manchmal nur den Patienten einladen und uns beeilen konnten, das hatte ich schon in der Ausbildung erfahren und akzeptiert, aber Robert – Robert war Notarzt in einem voll ausgestatteten Krankenwagen. Und er war Robert, der für mich so etwas wie Souveränität darstellte.

„Hilflosigkeit ist immer furchtbar“, fing Robert an. „Wir Menschen haben den Drang zu handeln. Besonders in schlimmen Situationen. Da wollen wir etwas tun, selbst wenn es wenig bewirkt, es hilft uns selbst.“ Er philosophierte noch ein bisschen weiter. Dass der Mensch, wenn er handle, sich selbst das Gefühl gebe, die Situation beeinflussen zu können. Die Situation menschengesteuert mache und somit weniger bedrohlich. Im zweiten Gespräch verstand ich Roberts Konzept besser. Er kam ja im Grunde immer wieder auf das Gleiche zu sprechen.

Wir hatten an dem Tag einen Einsatz in unwegsamem Gelände. Plötzlich rutschte Simon ab, er wollte um die Trage gehen, halb rückwärts, blöde Situation alles zusammen. Und auf einmal liegt da einer von uns am Boden - in der roten Jacke, verletzt. Das ist ein Bild, das vergisst du nicht so schnell. Mit einem Mal wird dir das ganze Risiko deines Berufes bewusst, die brenzlichen Momente der vergangenen Tage kommen wieder hoch, alles wird plötzlich so real.

Unfälle siehst du ja genug in dem Job, aber eben immer nur als Einsätze, immer mit der Distanz. Du siehst fast zu viel. Zu viel, um dich noch groß zu fragen, ob dieser Mensch da mitten aus seinem Alltag gerissen wird und wieso und wieso genau er und genau heute und überhaupt. Es ist so weit weg und plötzlich hast du einen Kollegen auf der Trage liegen. Da bekommt alles eine ganz neue Bedeutung. Das ließ auch die alten Hasen nicht kalt, obwohl Simons Unfall rückblickend sehr glimpflich ausging. Wir waren total durch den Wind - Lucas und ich prügelten uns sogar. Aber es lag mehr an ihm. Er gab Hermine die Schuld an Simons Unfall, weil sie die Unfallstelle sichern hatte sollen, was sie auch ordentlich gemacht hatte, aber dann hatte Ulli umgeparkt und Lucas die Trage verstellt und da hatte die Lage anders ausgesehen und Hermine war gerade beim Auto gewesen und ja. Sie hatte keine Schuld. Sage nicht nur ich, sondern alle, außer Lucas, Lucas musste natürlich den Idioten spielen, sie vor der versammelten Wache zusammenstauchen, dass man dergleichen suchen konnte. Als sie dann

ging und Lucas draußen weiterschimpfte, platzte mir der Kragen, eigentlich viel zu spät, ich gab Kontra, er bäumte sich vor mir auf, drohte, langte zu, ich gab noch immer nicht nach, schlug wohl auch ein bisschen zurück, er wurde grober und dann kamen endlich Andreas und Ulli.

Ulli war total entsetzt und als sie sah, dass ich an der Stirn blutete, schickte sie mich zu Robert. Sie hätte mich auch einfach selbst verpfastern können, dachte ich mir, genauso, wie Andreas Lucas ein Heftpflaster in die Hand drückte, nach dem Motto, selbst schuld. Vielleicht ahnte Ulli aber auch, dass ich Einiges an Fragen hatte.

So saß ich dann bei Robert in seiner Kammer. Es war ein Arztzimmer, aber Gerüchten zufolge wohnte Robert da und ich halte das für durchaus wahrscheinlich. Es würde einfach gut zu ihm passen. Dem Perfektionisten, der nie ein Wort über sein Privatleben verlor, nie mit einer Frau zu sehen war, der wohl ganz und gar in seinem Beruf aufging. Und es stand auch allerlei persönliches Zeug herum. Schuhe, ein Wasserkocher, ein Wanderrucksack, Müsli - alles Dinge, die man zwar in einem Büro haben kann, aber doch nur, wenn man da halb wohnt.

Und Bücher. Er hatte unendlich viele Bücher in dem kleinen Raum. Regalweise, zusätzliche Stellagen, Kisten, Schachteln, freistehende Stapel am Boden, das Fensterbrett zugepfaster, überall Bücher. Nicht irgendwelche Romane vom Kiosk, sondern alles Klassiker. Die gesamte Literaturgeschichte, in allen möglichen Sprachen. Zerfledderte Reclam-

hefte, dicke Schmöcker, Sachbücher, Philosophie, Geographie, Kunst, Medizin sowieso, Geschichte, Musik - auch Partituren und CDs.

So saß ich also da, an seinem Schreibtisch, die Augen geschlossen, weil er die Schreibtischlampe auf mein Gesicht gerichtet hatte, er mir gegenüber und plötzlich war da eine ganz heimelige Vertrautheit. Er tupfte mit dem Wattebausch an meiner Stirn herum, klapperte auf dem Tablett, das ich auf dem Schoß hielt. Ich spürte den warmen Lichtkegel auf meinem Gesicht, seine Linke hielt meinen Kopf im Nacken ruhig, ich hörte seinen konzentrierten Atem. Ich wurde ruhig.

Da fragte er plötzlich, ob ich bei dem Einsatz dabei gewesen war. Bis dahin hatten wir kaum ein Wort gewechselt, Robert hatte sich auch nicht lange nach der Wunde erkundigt. Als ich dann die Augen wieder öffnete, traute ich mich zu fragen. Ich fragte ihn nach dem Wieso. Sein Lieblingsthema. Er verstand auch sofort, dass Wieso nicht meinte, warum Simon heute im Einsatz abgestürzt war, sondern allgemein: die Frage, warum im Leben gewisse Dinge passieren. Das Wieso eben.

„Tut dir sonst was weh?“, war seine erste Antwort. Jetzt erst fiel mir auf, dass das Handgelenk schmerzte. Ich hatte mich an einem Geländer abfangen wollen und war dann abgerutscht. Und während Robert meine Hand abtastete, begann er zu erklären.

„Es gibt viele, unendlich viele Möglichkeiten, was passieren könnte, aber nur eine davon kann Realität werden.“ Ich fand diese Formulierung schon

damals irgendwie komisch. Als ob die ganzen Möglichkeiten wie die Bällchen in der Lottotrommel herumkullern würden, als ob dann jemand drehen würde, es scheppert hohl, die Bällchen raufen sich darum, wer Realität werden darf, und schwubdiwub! haben wir die eine Realität.

„Du kannst diese Realität ungerecht finden, beschimpfen, verdrängen, aber sie bleibt“, fuhr er fort, während er mein Handgelenk bandagierte. Die Hand war leicht verstaucht, ich solle sie röntgen lassen, falls es schlimmer würde, einen Sportunfall vorgeben. „Egal, wen du dafür verantwortlich machst, Zufall, Gott oder Teufel, die Ereignisse bleiben und entziehen sich unserer Macht.“ Zufall, Gott oder Teufel. Ich höre heute noch seine Stimme diese drei Worte sagen. Es waren geflügelte Worte für uns damals, er liebte diese Formulierung, wann immer er aufs Grundsätzliche zu sprechen kam, da tauchten irgendwann diese drei auf.

Zufall, Gott oder Teufel. Und die menschliche Ohnmacht. Dass du einfach dastehst und ja - kannst es nicht beeinflussen. Sei es im Rettungswagen bei einem akuten Schlaganfall, sei es allgemein, die schlimmen Sachen passieren. Schicksal. Oder eben Zufall, Gott oder Teufel.

Robert ließ die Frage offen, wer von den dreien nun wirklich das Sagen hatte. Manchmal hätte ich ihn gerne gefragt, woran er denn nun selbst glaubte. In seinem Zimmer lag ohne Zweifel auch eine Bibel, irgendwo in dieser Unmenge an Büchern, aber das hatte nichts zu sagen. Feuerbach konnte nicht weit sein, genauso wie ein Koran oder Nietzsche. Wie

er wohl auf die Frage reagiert hätte? Ausgewichen wäre er, ins Philosophische, in ein Zitat vielleicht sogar. Robert, der große Unbekannte.

Je länger ich über seine Worte nachdenke, umso fremder wird er mir. Damals, in dem Gespräch, so vertraut, ein Freund, den du alles fragen kannst. Und darauf vertrauen kannst, eine Antwort zu bekommen. Zumindest für den Moment. Er weicht dir nicht aus, steht dir Rede und Antwort, aber ob dir das weiterhilft, ob es dir deine Fragen wirklich beantwortet?

Er erklärte mir damals, dass der Mensch mit allen Mitteln gegen diese Ohnmacht kämpft. Dass er zum Beispiel wie Lucas die Schuld für einen Unfall lieber bei einem anderen Menschen, also bei Hermine, sucht als im Nirgendwo. „Zufall, Gott oder Teufel, wir stehlen ihm seine Macht wie die Butter vom Brot, indem wir menschliche Faktoren für alles verantwortlich machen.“ Das mit der Butter bringt mich heute noch zum Schmunzeln. Einfach die Vorstellung, mit dem Messer zum Teller eines andern schleichen und versuchen, die Butter von der Brotscheibe zu kratzen.

Robert redete davon, dass eigentlich das halbe Leben daraus bestehe, dieser Macht, Zufall, Gott oder Teufel, aus dem Weg zu gehen. Aus Angst vor der Ohnmacht. Dass eigentlich fast alles, was der Mensch tue, daraus entstehe. Damals kam mir das wahnsinnig schlüssig vor. Ich verließ Roberts Zimmer zwar mit dem Gefühl, etwas verstanden zu haben, meine Fragen waren für einige Zeit verstummt. Was Simons Unfall durcheinander gebracht hatte,

war wieder gekittet. Aber wenn ich heute versuche Roberts Logik zu verstehen, sein Weltbild nachzuvollziehen, gibt es nicht viel her. Vielleicht war es damals auch nur das beruhigende Gefühl, dass es eine Erklärung gibt, unabhängig davon, ob ich die nun verstehe oder nicht, aber die Welt, das Schicksal lässt sich irgendwie erklären. Aber mit der Zeit sind seine Worte von damals immer leerer geworden.

Zufall, Gott oder Teufel, was ist denn das groß? Ich lebe ganz gut ohne. Im Sinne von, ohne zu wissen, wer oder was und wieso entscheidet, ob gewisse Dinge passieren. Ich bin Elektroniker, die physikalischen Sachen verstehe ich und der Rest, irgendwo ist mir der egal. Ich kann es ja doch nicht beeinflussen. Gut, ihr sagt jetzt, wenn ein Schicksalsschlag kommt, dann stehe ich da, ganz allein und ohne Erklärungen. Aber ich weiß nicht - Nachdenken hilft bei den wenigsten Problemen.

Ein bisschen frage ich mich, ob nicht Robert selbst am allermeisten Angst vor dieser Ohnmacht hat. Nichts für ungut, aber er hat ja ständig davon gesprochen. Ausgerechnet Robert? Der Arzt, der souveräne Notarzt, der immer die Ruhe und den Überblick bewahrt, der gebildete Mann von Welt? Ausgerechnet er soll Angst haben, Angst vor dem ... ja im Grunde Angst vor dem Leben.

Damals hätte ich mir nie vorstellen können, dass so etwas in Roberts Welt existiert. Dass er vor etwas Angst haben könnte. Er wusste doch immer weiter, er war doch stark. Und selbst wenn er mal nichts tun konnte, dann redete er, erklärte die Welt. Aus-

gerechnet er und Angst? Mir geht das Bild nicht aus dem Kopf. Robert auf der Rolltreppe, müde, grau, die Augen niedergeschlagen. Ich hätte ihm doch nachlaufen sollen. Fragen, was los ist. Ob er einfach nur einen schlechten Tag – aber nein, dann sieht man anders aus, auch fertig, aber nicht so ausgezehrt.

Hat ihn am Ende die Frage so ausgebrannt? Zufall, Gott oder Teufel, er hat es ja immer offen gelassen und wer weiß, ob er überhaupt eine Antwort darauf hat. Es muss ihn beschäftigt haben, keine Ruhe gelassen haben. Und er hat immer wieder dagegen angekämpft. Gegen diesen unsichtbaren Gegner. Immer wieder versucht, ein Leben zu verlängern. Zugleich gegen den Tod und gegen die eigene Angst gekämpft, jeder lebende Patient ist ein Stück mehr Kontrolle. Versucht Vorhersagen zu treffen und Ursachen zu benennen. Und er hat dagegen angerebet, mit Vernunft, Philosophie. Aber letztlich ist er gescheitert.

Es tut weh, Robert so zu sehen. Gealtert, gebrochen, abgekämpft. Die ganze Zugfahrt über ist mir das Bild vor Augen geschwebt. Wie er über die Rolltreppe zwischen den Menschen verschwindet. Und mit ihm verschwindet ... etwas in mir. Ein Stück Sorglosigkeit.

Eva Maria Widmair

Die für die Sprache brennt: Die aus Dorf Tirol stammende Lektorin Eva Maria Widmair wollte eigentlich nie weg aus Südtirol und wurde Mittelschullehrerin — dann entdeckte sie in Wien ihre wahre Bestimmung. Ihre Arbeit ist für sie „wie Kreuzworträtsellösen“, Nächte macht sie schon mal durch, und bei Phrasendreschern kennt sie kein Pardon.

Frau Widmair, Sie waren eine Zeit lang Lehrerin, seit mehr als 15 Jahren sind Sie Lektorin. Profizieren Sie in Ihrem Beruf von den Erfahrungen als Deutschlehrerin?

Ich habe nach dem Studium in Innsbruck kurze Zeit an einer Südtiroler Mittelschule unterrichtet, bin aber noch während meines Probejahres nach Wien gegangen, um die Dissertation zu schreiben. Der eigentliche Beweggrund war, dass ich einmal richtig weg wollte, raus aus den Bergen. In Wien habe ich dann intensiv Deutsch als Fremdsprache unterrichtet. Dies war – ist generell, davon bin ich überzeugt – die beste Vorbereitung für das Lektorat. Menschen gegenüber, für die Deutsch eine Fremdsprache ist, muss man immer genau sagen können, warum etwas so und nicht anders heißt. Als Lektorin muss ich dem Autor gegenüber auch jeden noch so kleinen Eingriff, jede noch so kleine Korrektur ganz klar begründen können.

Hatten Sie da manchmal das Gefühl, Sie lernen Ihre Muttersprache erst jetzt kennen?

Ja. Als ich die deutsche Sprache Menschen mit anderer Muttersprache zu vermitteln hatte, stellten sich Fragen, die es für eine Muttersprachlerin nicht gibt. Das gleiche Prinzip gilt wie gesagt für die Arbeit im Lektorat. Das Sprachgefühl sagt einem nur: Hier stimmt etwas nicht, hier muss ich nachschauen. Aber das Sprachgefühl ist niemals das Argument. Diese Erklärungskompetenz habe ich sicher gewonnen, indem ich Deutsch als Fremdsprache unterrichtet habe.

Wie sieht ein Text aus, nachdem Sie ihn bearbeitet haben?

Er sieht meist wild aus, selbst wenn der Text an sich grandios sein kann. Sobald man sich auf einen Text einlässt, tun sich Fragen und Unstimmigkeiten auf. Ich arbeite auf dem Papier, dann werden die Korrekturen, Änderungsvorschläge, Anmerkungen und Fragen in das Dokument eingearbeitet. Selbstverständlich wird nur das am Text geändert, womit der Autor einverstanden ist. Hier wird natürlich diskutiert.

Sie verbessern also nicht nur die Sprache, sondern nehmen auch den Inhalt unter die Lupe?

Ja. Auch wenn ich prinzipiell Sprachlektorat anbiete, komme ich nicht umhin, auch den Inhalt zu überprüfen. Bei Sachbüchern und wissenschaftlichen Texten, bei Kunstkatalogen. Wenn etwa eine Architektin mit ihrem Doppelnamen genannt wird, obwohl sie zum Zeitpunkt des Geschehens noch unverheiratet war. Bei Literatur sowieso: Hier ist der Plot der Sprache gleichzusetzen. Der Ablauf der Handlung muss stimmig sein, das beginnt bei der zeitlichen Abfolge und geht bis zu den kleinsten Widersprüchen, die aufgedeckt werden müssen. Oder die Rosi von Seite 5 darf auf Seite 80 nicht plötzlich Resi heißen.

Die letzte Entscheidung liegt aber beim Autor?

Man muss diskutieren, da ist das Vertrauen wichtig. Es gibt nicht nur falsch oder richtig. Der Autor muss merken, dass meine Arbeit dem Text guttut. Wenn etwas nicht falsch ist und der Autor es so haben will, dann bleibt es. Bei sprachlichen Mängeln allerdings bin ich beharrlich. Ich schlage auch immer wieder Streichungen oder Straffungen vor. Der Leser muss die Möglichkeit haben, im Kopf mitzugestalten, sonst kann man gleich fernsehen.

Sie sind also eine Art Anwältin der Leser.

Mehr Anwältin des Textes. Er soll das werden, was er sein will. In der bestmöglichen Form.

Kommt es da auch mal zu Reibereien zwischen Autor und Lektorin?

Zuerst muss ich mich einmal beweisen, bei Autoren, mit denen ich noch nie zusammengearbeitet habe. Wenn das Vertrauen dann da ist, gibt es das Thema eigentlich nicht mehr. Es ist aber auch schon vorgekommen, dass ein Übersetzer wie Rumpelstilzchen in meinem Büro herumgehüpft ist, weil ich mit Formulierungen nicht einverstanden war.

Was braucht eine gute Lektorin?

Als Erstes die Passion für die Sprache. Sie darf nicht müde werden, nach der bestmöglichen Formulierung, dem exakten Wort zu suchen. Natürlich sind das Sprachgefühl und die Kenntnisse grundlegend,

aber auch die Bereitschaft, von sich selber abzusehen, ganz in den Autor, in die Figuren hineinzugehen. Die Lektorin als Person gibt es nicht, ich muss mich ganz hinter den Text stellen, ich habe keine Handschrift. Ein gutes Lektorat sieht man nicht. Sich gerne mit Literatur zu beschäftigen ist zu wenig. Ich habe das große Glück, genau das machen zu können, was mir zu hundert Prozent entspricht.

Es ist gar keine Arbeit für Sie?

Es ist tatsächlich so: Meine Arbeit ist nicht Arbeit für mich. Ich mache sie so gern, sie strengt mich kein bisschen an. Sie ist für mich wie für andere Kreuzworträtsellösen. Ich arbeite viel nachts und am Wochenende, da herrscht rundum Ruhe. Das ist der große Vorteil vom Selbstständigsein: keine festen Arbeitszeiten, ich muss mich nur nach den Abgabeterminen richten. Hier allerdings herrscht meist enormer Druck: Für das Lektorat wird immer viel zu wenig Zeit einkalkuliert.

Leidet da nicht das Privatleben?

Das ist Einteilungssache (lacht). Meine zwei Katzen jedenfalls freuen sich immer, wenn ich am Schreibtisch sitze und sie unter der Lampe liegen können.

Wie sind Sie zum Lektorat gekommen?

Ich habe anfangs in einem Verlag den Vertrieb gemacht, nur für kurze Zeit, das war die maximale Fehlbesetzung. Ich hörte den Verleger, wie er am Telefon dem Setzer Korrekturen durchgab, und ich wusste: Das will ich, da gehöre ich hin. Dann durfte ich das Lektorat „probieren“. Und es war klar: Das ist es.

Hatten Sie diese Leidenschaft für die Sprache schon als Kind?

Ich weiß noch, wie ich als Kind Angst hatte, niemals all die Wörter der Erwachsenen zu erlernen, da waren so viele Wörter, die ich nicht verstand.

In Südtirol hätten Sie eine feste Anstellung als Lehrerin gehabt. Ist es Ihnen nicht schmerzlich, darauf zu verzichten?

Ich hatte nach den zwei Jahren Freistellung von der Schule einfach das Gefühl, das war zu wenig,



und habe mich entschieden, noch in Wien zu bleiben. Die Frage, ob richtig oder falsch, stellte sich für mich nicht wirklich.

Sie arbeiten allein am Schreibtisch?

Ja. Ich bin seit sechs Jahren selbstständig. Vorher habe ich über zehn Jahre in einem Verlag gearbeitet, da war ich unter Kolleginnen, wir hatten es großartig miteinander. Aber dann wurde die Lektoratsstelle gestrichen. Und jetzt möchte ich die Eigenständigkeit nicht mehr missen. Ich habe nun meinen Arbeitsplatz zu Hause, kann aber prinzipiell überall arbeiten, theoretisch auch auf einer Berg- hütte. Ich brauche nur ein paar Stifte, einen Computer, einen Drucker, das Internet und meine drei Nachschlagewerke.

Hatten Sie als Selbstständige anfangs Existenz- ängste?

Ja, die hatte ich. Aber ich war in der glücklichen Si- tuation, von Anfang an Aufträge zu bekommen. Da kam mir natürlich meine Verlagsarbeit zugute. Ich hatte gute Kontakte, konnte ein Netzwerk nutzen und bin weiterempfohlen worden.

Können Sie privat noch Literatur genießen, ohne dass das Lektorinnenauge mitliest?

Das liest natürlich immer mit, das kann man gar nicht ausschalten. Und ja, es stört mich, wenn ich auf Seite drei schon den ersten Grammatikfehler finde. Man merkt leider, dass gerade in diesem Be- reich eingespart wird.

Ärgert Sie das?

Schon. Sprache ist ein Stück Kultur. Außerdem soll ein Buch immer auch ein Sprachgenuss sein, egal ob es ein Roman, ein Krimi oder ein Sachbuch ist.

Also gleiche Maßstäbe, egal welche Gattung?

Was die Sprache betrifft, ja. Sie muss stimmen und auch ästhetischen Ansprüchen genügen, der Text muss funktionieren als das, was er ist. Das kann Wan- derführer, Hotelprospekt oder große Literatur sein.

Dann hat der Lektor auch einen Bildungsauftrag?

Ja, zuerst einmal aber der Verlag. Sein Anliegen muss es sein, gut lektorierte Texte zu publizieren. Mittlerweile herrschen auf dem Markt Dumping- preise, doch ich verwehre mich dagegen. Von der Qualität meiner Arbeit bin ich nicht bereit abzuwei- chen. „Ein bisschen“ geht für mich nicht, ich kann auch nicht zu einem Therapeuten sagen: „Thera- pieren Sie mich nur halb, denn ganz kann ich mir nicht leisten.“

Was können Sie als Lektorin in Texten nicht lei- den?

Phrasen, Allgemeinplätze, das geht gar nicht. Ad- jektive, die es nicht braucht. Aber vor allem auch, wenn zu viel gesagt, zu viel erklärt wird – in Litera- tur –, das macht einen Text kaputt. Besonders ein literarischer Text lebt gerade auch von den Leerstel- len, die der Leser bei der Lektüre auffüllt. Langwei- lige Texte sind meist deshalb langweilig, weil alles gesagt wird.



Besteht darin auch ein Reiz des Jobs? Ständig neue Themen, neue Inhalte?

Ja. Wobei mein Herz natürlich der Literatur gehört, aber in dem Bereich ist am wenigsten zu verdienen. Einen Roman zu lektorieren ist inzwischen fast ein Luxus, den man sich leisten können muss. In den letzten Jahren habe ich viele Kunst- und Sachbücher gemacht. Auch einen großen Band über das Pustertal.

Denkt man sich auch manchmal: Das hätte ich besser schreiben können?

Natürlich denkt man das manchmal. Aber im Grunde stellt man sich die Frage nicht. Bei der Arbeit frage ich mich, wie würde es der Autor sagen, um es korrekt und – eben für ihn, für seine Sprache – stimmig auszudrücken. Ich selber wollte natürlich früher auch schreiben, aber inzwischen denke ich: Es wird schon so viel geschrieben, da braucht es nicht auch noch etwas von mir. Es ist ja auch ganz etwas anderes, zu lektorieren oder selber zu schreiben. Ich glaube, ich würde mir selber im Weg stehen mit dem Perfektionismus, den man berufsbedingt entwickelt. Was man als Autor produziert, muss nicht korrekt sein, es muss fließen.

Wie geht es Ihnen, wenn Sie fehlerhafte Stellen übersehen haben?

Schlecht. Deshalb mache ich auch nie ein Buch auf, das ich lektoriert habe (lacht). Man übersieht, schon einmal weil das Gehirn beim Lesen automatisch ersetzt. Doch zu übersehen ist etwas anderes, als Fehler oder Unstimmigkeiten nicht zu erkennen oder gar einzubauen.

Welche Autoren finden denn privat vor Ihnen Gnade?

So würde ich es nie formulieren. Ich lese gerade wieder Markus Werner, einen Schweizer Autor und Lehrer, Peter Stamm, Uwe Timm und Jörg Fauser. Davor, ganz unliterarisch, Oliver Sacks, großartig. Natürlich schätze ich die Klassiker. Thomas Mann muss man immer wieder einmal lesen, natürlich Goethe. Joseph Roth, wunderbar. Bei zeitgenössischer Literatur schaue ich vor allem auch auf den Verlag, es gibt große Unterschiede gerade in der Sorgfalt bei der Bearbeitung der Texte. Das schönste zeitgenössische Werk, das ich seit Langem gelesen habe, ist Michela Murgias „Accabadora“.

Zu Südtirol: Hängen Sie immer noch an Ihrem Heimatort?

Ja, sehr. In Wien bin ich zurzeit zu Hause, aber daheim bin und bleibe ich in Südtirol.

Spielen Sie mit dem Gedanken zurückzukommen?

Ja, der Gedanke ist immer da. Als ich in Innsbruck studiert habe, hatte ich solches Heimweh. Vom Seminarraum aus habe ich immer zu dem Tunnel Richtung Brenner hinaufgeschaut und unsagbare Sehnsucht empfunden. Ich wollte mich in Wien aus dem Grund lange nicht fest anstellen lassen, damit ich immer frei wäre heimzugehen. Ich spreche auch meinen Dialekt noch ganz genau so wie früher. Wenn ich daheim bin, sagen die Leute: „Du redest, als wärst du keinen Tag weg gewesen.“

Sind die Südtiroler gute Deutschsprecher?

Mein erster Verleger in Wien, ein Wiener, hat mich unter anderem deshalb ausgewählt, weil ich Südtirolerin bin. Er meinte, die Südtiroler gehen sorgfältiger mit der Sprache um und seien genauer, weil sie süddeutsch und nicht österreichisch geprägt seien und es bei uns eine klare Trennung zwischen Dialekt und Hochsprache gebe, die nicht durch eine Umgangssprache verwischt werde. Ich denke, wir müssen nur darauf achten, dass die Hochsprache gepflegt wird – wobei wir wiederum bei einem guten Lektorat wären. Dass wir glauben, prinzipiell nicht so gut Deutsch zu können, kommt meiner Meinung nach daher, dass man uns aufgrund des Akzents gleich als Südtiroler erkennt.

Letzte Frage: Wenn Sie doch einmal müde sind vom Lektorieren, was tun Sie als Ausgleich?

Wenn ich müde bin, tue ich, was alle tun, wenn sie müde sind: ruhen. Wenn ich Abwechslung will: In einer Stadt wie Wien gibt es natürlich immer ein so großes Angebot, dass man sich schwertut bei der Wahl. Allerdings verschiebt man vieles auch ewig, wenn man das Angebot ständig zur Verfügung hat. Doch einen Fixpunkt gibt es seit fast dreißig Jahren für mich: den Freitagabendkrimi. Den lasse ich mir nicht nehmen, egal wie groß der Arbeitsdruck gerade ist. Es war in einem „Tatort“, wo ich letztthin einen guten Satz hörte: „Wenn man nicht brennt für etwas, ist man darin weder gut noch glücklich.“ Das stimmt.

Interview: Alexandra Kienzl



Barbara Elias da Rocha

Sie stammt aus Brasilien, ist viel gereist und hat sich der Liebe wegen in Bozen niedergelassen. Ihre Leidenschaft für Design und fremde Kulturen hat sie dennoch nicht aufgegeben: Barbara Elias da Rocha ist Art Director bei „franzmagazine“ und arbeitet für den interkulturellen Dialog.

Frau Elias da Rocha, bitte stellen Sie sich vor. Wer sind Sie und woher kommen Sie?

Ich heiße Barbara und komme aus Brasilien. Meine Heimatstadt ist Rio de Janeiro. Nach Italien bin ich im Sommer 2008 gekommen. Zunächst, um in Mailand Design zu studieren. Ich habe insgesamt fünf Jahre lang in dieser Stadt gelebt und gearbeitet und habe dort meinen Mann, einen gebürtigen Bozner, kennengelernt.

Erzählen Sie mehr von sich ...

Ich bin in einem Volkswohnviertel in Rio aufgewachsen und habe bis nach meinem Studium der Betriebswirtschaftslehre dort gelebt. Meine erste Auslandsreise brachte mich nach Lyon in Frankreich. Ich war Studentin und konnte am Erasmus-Programm teilnehmen. Diese Erfahrung hat meinem Leben eine Wende gegeben. Das Spektrum meiner Möglichkeiten erschien mir plötzlich sehr groß. Ich lebte zum ersten Mal in einem gänzlich neuen Umfeld und war auf die Welt neugierig geworden. Nach dieser Erfahrung hat mich nicht mehr viel aufgehalten. Von diesem Zeitpunkt an habe ich jede Gelegenheit genutzt, um ins Ausland zu gehen. Während der Semesterferien habe ich in den USA gejobbt, um meine Englischkenntnisse zu verbessern. Die Begegnung mit Menschen aus aller Welt, mit fremden Kulturen hat mich fasziniert.

Wie ist es dann weitergegangen?

Nach meinem Abschluss an der Universität in Rio de Janeiro habe ich ein Jahr lang in Brasilien gearbeitet. Das waren Jobs in der Verwaltung und in einer Bank. Nichts, was besonders spannend gewesen wäre. Meine nächste Station waren die USA. Auf Hawaii und in Aspen/Colorado habe ich im Tourismus gearbeitet. Nach drei Jahren hat es mir dann gereicht. Ich tue mich sehr schwer mit Routine und bin immer auf der Suche nach neuen Lebenserfahrungen. Zugleich entdeckte ich damals meine Leidenschaft für Fotografie und Gestaltung. Meine Mutter ist Innenarchitektin. Durch sie habe ich mich schon früh für Design interessiert und bin 2008 an das Istituto Europeo di Design in Mailand gegangen. Ein Glücksfall hat mich dann zu einem Lehrgang von Grameen Creative Lab geführt.

Was ist das?

Das Grameen Creative Lab ist eine Initiative des Friedensnobelpreisträgers Prof. Mohammed Yunus. Es geht dabei um so genannte Social-Business-Projekte. Dies sind gemeinnützige Projekte, die aber nach betriebswirtschaftlichen Kriterien gemanagt werden. Yunus ist überzeugt davon, dass soziale Zielsetzungen und wirtschaftliches Handeln nicht im Widerspruch zueinander stehen, sondern im Gegenteil eine wichtige Lücke füllen, die sich zwischen dem Privatsektor und öffentlichen oder privaten Wohlfahrtseinrichtungen auftut.

Erzählen Sie uns mehr davon ...

Das Creative Lab führt Studenten und Studentinnen mit unterschiedlichem Hintergrund zusammen. Es geht darum, gemeinsam kreative Lösungen für gesellschaftliche Probleme zu entwickeln und umzusetzen. Unsere Gruppe hatte die Aufgabe, den Zustand indischer Schulen und ihrer hygienischen Einrichtungen zu erheben, die größten Defizite zu beschreiben und Verbesserungsvorschläge zu erarbeiten. Ein weiteres Projekt hat in Kolumbien stattgefunden, es ging um eine Gesundheitsversicherung für arme Leute. Nach Abschluss dieses Masterlehrgangs haben wir in unserer Projektgruppe noch eine Zeit lang weitergearbeitet. Gemeinsam mit Bayer CropScience haben wir versucht, die Produktionsbedingungen der Bauern in Süditalien zu verbessern. Das Spannende an all diesen Projekten war, dass es nicht einfach darum ging, am Schreibtisch Lösungen zu entwickeln, sondern in engen Dialog mit den Betroffenen zu treten und gemeinsam etwas zu bewirken.

Wie ging es für Sie weiter?

Ich habe dann noch einige Zeit in Mailand an Projekten der Innenarchitektur gearbeitet, vorwiegend als freie Designerin. Irgendwann haben mein Mann und ich uns gefragt, wo wir eigentlich leben wollen. Für ihn hat sich die Gelegenheit ergeben, beruflich nach Bozen zu wechseln und so bin ich ihm vor zwei Jahren hierher gefolgt.

War das eine große Veränderung für Sie?

Es war nicht einfach für mich, aber es war auch kein

so großer Schritt. Denn ich war am Wochenende oder in den Ferien schon öfters hier. Am Anfang hatte ich etwas Angst, weil ich kein Deutsch spreche. Ich wusste nicht, ob ich mich hier wohl fühlen würde. Deutsch ist für eine Brasilianerin eine schwierige Sprache ... Aber Bozen hat mir die Gelegenheit gegeben, mich schnell einzuleben und Teil der Gesellschaft zu werden. Das habe ich an anderen Orten beispielsweise nicht erlebt. In den Jahren davor habe ich oftmals in Tourismusorten gearbeitet – dort kommen und gehen die Menschen, von den Bekanntschaften, die man schließt, bleibt wenig übrig. Hier dagegen konnte ich wirklich Wurzeln schlagen und meine Fähigkeiten nutzen.

Was war Ihr erster Eindruck von Südtirol?

Mir gefällt es hier, die Landschaft ist wunderschön. Ich brauche den täglichen Kontakt zur Natur und hier ist es nicht schwer, ihn zu pflegen. Ich war übrigens noch nie in einer dreisprachigen Region. Ich habe oft andere Sprachen gesprochen. Aber in einem Land mit mehreren Sprachgruppen zu leben, das war völlig neu für mich. Ich mag diese Begegnung der Kulturen, man kann sich überall das Beste herausnehmen. Ich sehe das sehr positiv, das ist ein Glücksfall. Einige Monate nach meiner Ankunft habe ich die Leute von franzmagazine kennengelernt. Ich arbeite jetzt dort und finde, meine Arbeitssituation spiegelt die Südtiroler Gesellschaft gut wider. Wir sind ein mehrsprachiges Team, das sich gut versteht. Jeder von uns bringt seine Erfahrungen und seine Lebensgeschichte mit ein. Wir arbeiten zwar prekär und flexibel, dafür aber im Netzwerk mit anderen Menschen.

Was genau tun Sie bei franzmagazine? Beschreiben Sie Ihre Tätigkeit.

Bei franzmagazine bin ich Art Director. Ich kümere mich um das Erscheinungsbild des Online-Magazins, ich fotografiere, ich bearbeite Reportagen. Es ist eine sehr vielseitige Arbeit. Ich verantworte das grafische Grundkonzept, erledige aber nicht die grafische Feinarbeit. Es geht mehr um die Botschaft, um das, was wir ausdrücken wollen. Ich habe also eine Art Mittlerrolle zwischen den Inhalten und der Umsetzung. Wir sind ein kleines Team, vieles



wird in der Gruppe diskutiert und gemeinsam gestaltet. Keiner arbeitet bei uns für sich allein. Es ist ein sehr vernetztes Tun.

Können Sie gut davon leben?

Es geht, eigentlich nicht. Aber ich bin flexibel und arrangiere mich mit anderen kleineren Arbeiten. In franzmagazine investiere ich, wie alle anderen, meine Zeit und ich denke, die Früchte unserer Arbeit werden wir später ernten – nicht alles, was wir machen, hat einen unmittelbaren kommerziellen Hintergrund. Leider generiert ein Online-Magazin nicht viele Einnahmen. Das ist auf der ganzen Welt so. Deshalb arbeiten wir zusätzlich an verschiedenen anderen Kulturprojekten.

Was für Projekte sind das?

Das sind vor allem kulturelle und soziale Projekte, bei denen es einerseits um bestimmte Inhalte geht, andererseits aber auch um die Vernetzung der Künstlerinnen und Künstler untereinander und um den Kontakt mit dem Umfeld. Im vergangenen Herbst haben wir für die Gemeinde Bozen das Busk-Festival organisiert. Das ist ein LiedermacherInnen-Fest, es hat auf Straßen und öffentlichen Plätzen stattgefunden und ist auf positive Resonanz gestoßen. Für die beteiligten Musikerinnen und Musiker war es ein großer Erfolg und ich denke, dieses Projekt wird fortgeführt. Für einen Friseursalon haben wir eine Wohltätigkeitsveranstaltung in Zusammenhang mit dem Firmenjubiläum organisiert. Es ging um Öffentlichkeitsarbeit für das Unternehmen und zugleich um einen guten Zweck. Für mich ist das ein Geschäftsfeld, das stärker ausgebaut wer-

den kann. Wir sind ja noch ein kleines Team und können nicht viel schultern. Wir müssen langsam wachsen. Aber zugegeben: Private Auftraggeber zu finden, ist schwierig.

Glauben Sie, dass diese Art von Projekten Zukunft hat? Oder werden sie immer auf Freiwilligkeit angewiesen sein?

Das ist eine interessante Frage. Im Grameen Creative Lab geht es genau um dieses Thema. Social Businesses haben, wie der Name schon sagt, ein besonderes Geschäftsmodell mit sozialem Charakter und verfolgen gesellschaftliche Ziele, ob es nun um die Beseitigung von Hunger und Armut oder um die Verbesserung von Bildung geht. In Bozen geht es uns um ein lebendiges Zusammenleben der drei Sprachgruppen und der neuen Bürgerinnen und Bürger des Landes. Die Fragen, die wir uns stellen müssen, sind: Wie können wir unsere Gesellschaft gestalten und jungen Menschen kreative Beschäftigungsmöglichkeiten bieten? Wie können wir von öffentlichen Förderungen und Schenkungen unabhängig werden? Wie können wir durch unsere Projekte Einkommen schaffen? Das Ziel unserer Initiative ist auch Nachhaltigkeit und finanzielle Unabhängigkeit – durch vermehrte Zusammenarbeiten mit Privaten.

Ein weiteres Projekt von franzmagazine nennt sich Intruders. Worum handelt es sich?

Zu Beginn des Projektes haben wir es scherzhaft Intruders, also eigentlich „Eindringlinge“ genannt. Der Name ist dann geblieben, weil er gut passte. Gemeint sind Menschen, die in unserer Gesellschaft



ankommen und hier einen Platz finden wollen. Es geht bei diesem Projekt also um Neuankömmlinge, egal, ob sie aus beruflichen Gründen hierher ziehen oder aus Liebe. Für diese Menschen wollten wir eine Plattform der Begegnung schaffen. Ich bin ja selbst auch ein Intruder, wenn man so will. Dank meiner Arbeit konnte ich mich relativ schnell hier integrieren, aber nicht alle haben diese Möglichkeit und dieses Glück.

Was haben Sie für diese Neuankömmlinge konkret getan?

Wir haben zunächst dafür gesorgt, dass diese Menschen ihre Bedürfnisse ausdrücken können. Manche suchen einfach eine Mitfahrgelegenheit, andere wünschen sich Gesellschaft für das Wochenende und wieder andere wollen sprachlichen Austausch. Dies alles kann man auf unserer digitalen Anschlagtafel auf Facebook „franz.intruders“ veröffentlichen. Außerdem gab es ein Cultural Speed Dating, also ein Format, das man vielleicht aus der Partnerschaftsvermittlung kennt, um sich auch offline zu treffen. Wir haben einen kulturellen Treffpunkt daraus gemacht, mit dem Ziel, möglichst viele Menschen schnell und unkompliziert zusammenzubringen. Es war ein Erfolg. Und schließlich haben wir gemeinsam mit dem Museion interkulturelle Aperitifs organisiert. Museion wollte neue Besucherschichten erschließen und wir bekamen einen attraktiven Begegnungsort. Daraus ist eine Zusammenarbeit entstanden, die uns immer noch verbindet.

Was brauchen Menschen aus anderen Kulturen, um sich hier wohl zu fühlen?

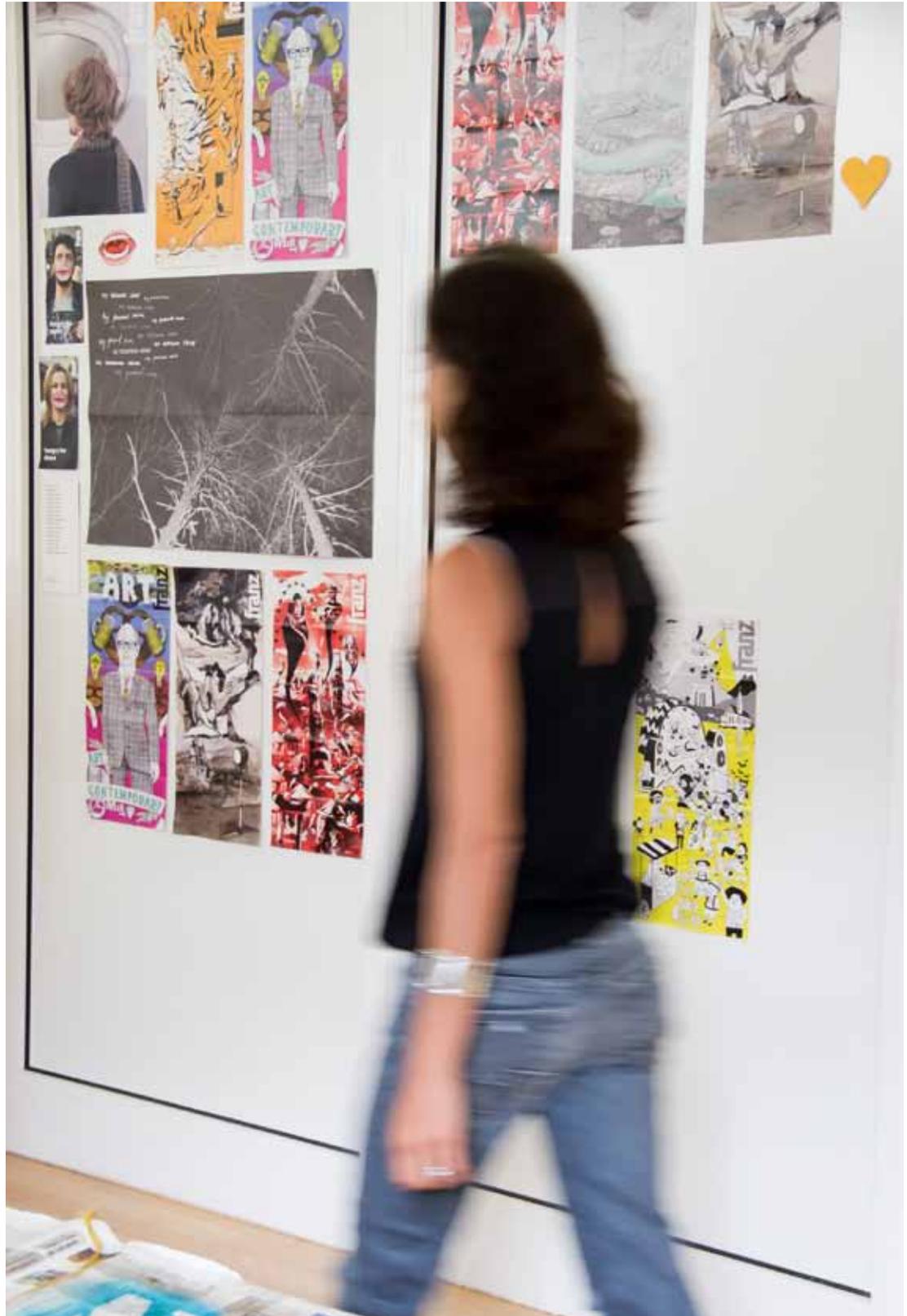
Nicht viel: Eine Arbeit, ein Einkommen, eine Wohnung und natürlich Freunde ... ein Umfeld, das sie freundlich aufnimmt. Also doch ganz schön viel, wenn ich so überlege.

Denken Sie eigentlich noch oft an Brasilien?

Ja, sehr. Aber grundsätzlich versuche ich, das Leben dort zu genießen, wo ich gerade bin. Ich lebe bereits seit über zehn Jahren nicht mehr in Brasilien und habe mich daran gewöhnt, mit Heimweh umzugehen. Außerdem kann ich sehr oft nach Brasilien reisen, um meine Familie und meine Freunde zu sehen, die mir fehlen. Und die brasilianische Küche vermisse ich auch sehr. Wenn ich an mein Land

denke, fällt mir zuerst sein Essen ein. Wenn ich an meine Kindheit denke, fallen mir natürlich auch die Junifeste ein. Das sind Feierlichkeiten, die ihren Ursprung im Norden Europas haben und mit der Sonnenwende verbunden sind. Es gibt ein offenes Feuer, es wird getanzt, gegessen und gespielt. Aber etwas Ähnliches gibt es zum Glück auch hier. Ich brauche nur an manche Kirchtage zu denken ...

Interview: Angelika Gasser



Carmen Müller

Die in Meran lebende Künstlerin beschäftigt sich mit großer Ernsthaftigkeit und Akribie mit einem breiten Themenspektrum. Den jeweiligen Gegenstand ihrer künstlerischen Auseinandersetzung bearbeitet sie auf vielfältige Weise und mit viel Zeit: von großformatigen Textilarbeiten, Zeichnungen und Grafiken führte ihr Weg zu Buchprojekten und dokumentarischer Fotografie – und immer wieder in den Garten, der ihr jedoch nicht einfach nur (re)kreativer Raum, sondern ein weiterer Schauplatz für gewissenhafte, fast schon detektivische Beobachtung von Vorgängen ist.

Geboren wurden Sie in Brixen, aufgewachsen sind Sie aber in Marling. Bevor Sie dann Mitte der 1970er-Jahre nach Wien gingen, besuchten Sie bereits die Kunstschule in Gröden. War das damals eine – für Ihr soziales und familiäres Umfeld – ungewöhnliche Entscheidung oder lag bereits dort der Ursprung Ihres kreativen Strebens?

Unsere Eltern haben mir und meinen Geschwistern – wir sind zu fünft – viel Freiheit gelassen, unsere Phantasien auszuleben. Eine schöne Erinnerung: Wir durften unentwegt in unserem großräumigen Kinderzimmer das Mobiliar um-, auf- und übereinander stellen um neue „Wohnungen“ zu schaffen. Im Zuge dieser Aktionen habe ich ein Raumgefühl entwickelt, das mir später im innenarchitektonischen Bereich zugute kam. Mein Vater ist ein gestalterisch begabter Mensch. Er hat damals in Marling in der Lampenfabrik Eisenkeil als Werkmeister gearbeitet, wo viele namhafte italienische Designer jener Zeit, wie Achille Castiglioni, Afra und Tobia Scarpa u.a. ihre Prototypen fertigen ließen. Meine Mutter wiederum ist sehr geschickt im Schneiderhandwerk. Ich durfte über ihren Stofffundus verfügen, mit dem ich experimentierte. Später nähte ich mir dann meine eigenen Kleider.

Das hat sich dann auch in Ihren Ausbildungsentscheidungen niedergeschlagen ...

Der Schritt an die Kunstschule in St. Ulrich war schon vorgegeben. Anschließend zeichnete sich für eine kleine Gruppe von Kunstschülerinnen und -schülern der Weg an die Kunstakademie in Wien ab.

Wer war außer Ihnen dabei?

Um einige von den damaligen Schulzeitgefährten zu nennen: Antonia Bentivoglio, Andy Chicksen, Toni Hanny, Heinz Mader, Manfred Alois Mayr, Erich Pedevilla, Elfi Somnavilla, Heidi Wolf und der leider früh verstorbene Hugo Vallazza.

Wie sahen dann Ihre ersten Schritte aus, nach Ende des Studiums?

Nach meinem Studium in der Textilklass an der Hochschule für Angewandte Kunst in Wien habe ich leidenschaftlich an großformatigen Tapisserien gewebt. Meine erste Einzelausstellung fand 1981 in

der Dominikaner-Galerie in Bozen statt, wo ich die gewebten Gobelins ausgestellt habe. Anschließend kehrte ich dem Webstuhl den Rücken und arbeitete an großformatigen textilen Grafiken. Mit einem jener Werke gewann ich den Hauptpreis beim Österreichischen Grafikwettbewerb in Innsbruck. In der Folge stellte ich wieder die Beobachtung und die zeichnerische Aneignung meiner unmittelbaren Alltagswelt in den Vordergrund.

Dem Arbeiten mit Textilien haftet mitunter das Klischee einer „weiblichen“ Arbeit an. Glauben Sie überhaupt an so etwas wie eine „weibliche Kunst“?

Anspruchsvolle Textilkunst sowie auch Kostbares aus der Alltagskultur strahlen durch ihre Materialität und Verarbeitung eine Aura aus, die mich anzieht. Mit größter Aufmerksamkeit verbrachte ich regelmäßig sämtliche Stunden im Völkerkundemuseum und im Museum für Angewandte Kunst in Wien, um mich von den bezaubernden Textilien inspirieren zu lassen. Es gibt einen weiblichen Blick auf die Dinge, der für Details geschärft ist. Ansonsten lehne ich das Kategorisieren in weibliche und männliche Kunst in allen Sparten ab – es zählt das Resultat.

War das ein natürlicher Schritt, wieder nach Südtirol zurückzukommen? Was hat Sie dazu bewogen?

Im Vergleich zum heutigen Wien wirkte die Stadt in den 1970/80er-Jahren ziemlich grau in grau. Gewohnt hat man in einer Bassena-Wohnung, unterwegs war man mit der Straßenbahn. Allmählich wurde das Grundnetz der U-Bahn geschaffen, es gab die Proteste gegen das Kernkraftwerk in Zwentendorf und die Besetzung der Hainburger-Au. Im Jazzland spielte Albert Mangelsdorff, Joseph Beuys installierte die „Jungfrau Basisraum Nasse Wäsche“ in der Secession (1979). Mittels einer Stehplatzkarte erlebten wir Karajan am Dirigentenpult, man erfreute sich an den Aufführungen des Serapions-Theaters und verfolgte die Aufregung im Burgtheater rund um den „Heldenplatz“ von Thomas Bernhard; das war 1988. Als mein Lebenspartner Manfred Alois Mayr seinen Lehrauftrag an der Meisterklasse für Grafik an der Akademie der Bilden-

den Künste aufgab, entschieden wir uns, das so genannte Basislager in Südtirol aufzuschlagen.

Von der Kunst zu leben: Hat das sofort funktioniert, oder mussten Sie, wie viele ihrer Kollegen, auch an der Schule unterrichten?

Zu Beginn habe ich neben meiner künstlerischen Tätigkeit ein paar Jahre Kunsterziehung an der Mittelschule unterrichtet. Dies bot mir zunächst auch Freiraum für meine künstlerische Arbeit. Nach einigen Jahren – als Aufträge auf mich zukamen – entschied ich mich endgültig als freischaffende Künstlerin zu arbeiten.

Sie leben bereits seit fast 40 Jahren mit dem Künstler Manfred Alois Mayr zusammen. Hat sich Ihre individuelle künstlerische Arbeit stets gut verbinden lassen oder sind Sie manchmal auch mit Ihrer Planung in Konflikt geraten?

Manfred und ich kennen uns bereits seit der Kunstschule in St. Ulrich. Man kann sagen, dass wir uns im künstlerischen Reifungsprozess begleitet haben und der andere war auch immer jeweils die oder der erste, der das Ergebnis eines Arbeitsprozesses zu sehen bekam. Im letzten Jahrzehnt haben wir gemeinsam auch einige Projekte realisiert, u.a. das Gesamtwerk in der Studentenkapelle im Vinzentinum Brixen, sowie das Mobiliar und die sakralen Gegenstände im Presbyterium der neuen Kirche in Leifers. Es war eine konstruktive Herausforderung, für inhaltliche und gestalterische Entscheidungen gemeinsam Lösungen zu finden.

Auch hinsichtlich Ihrer Auslandsaufenthalte und Residenzen gab es nie Interessenkonflikte?

Jeder von uns kann sich ohne Probleme herausnehmen, für einige Monate eine Residenz anzunehmen, an anderen Orten zu leben und zu arbeiten. Manfred hat sich monatelang in Andalusien und ich in Berlin aufgehalten. Wir haben uns gegenseitig immer viel Freiraum gelassen und jeder von uns konnte sich so entfalten, wie es die jeweilige Arbeit erforderte.

In den letzten Jahren ist das Thema Garten/Pflanzen zu einem Ihrer Schwerpunktthemen gewor-



den. Der Garten scheint in Ihrem Fall weniger Hobby oder Ausgleich, sondern zentral in Ihrer Arbeit angesiedelt zu sein.

Der Garten ist das Areal für meine Feldforschung. Ich brauche ihn, um Vorgänge und Prozesse beobachten zu können, die mit Wachsen und Vergänglichkeit zu tun haben.

Sie haben sich auch mit den Privatgärten anderer Menschen im Rahmen künstlerischer Projekte eingehend beschäftigt.

Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Privatgärten und zahlreiche Gespräche mit Gärtnerinnen und Gärtnern zeigen, dass jede Parzelle ein Mikrokosmos für sich ist, den es zu entdecken gilt. Darin erfahre ich viel über die Person und deren Lebensphilosophie. Antrieb ist meine Neugierde, Kompetenzen und Leidenschaften zu ergründen. Durch die Gespräche gerät man allmählich tiefer in die Geschichten hinein, wird Teil von ihnen, identifiziert und distanziert sich. Die Ausstellung und die Publikation im Jahr 2009 „Notizen aus Gärten“ im Museion in Bozen, waren der Auftakt für jenen Themenschwerpunkt, der mich nach wie vor beschäftigt.

Was für andere Projekte haben Sie realisiert und was für eine Arbeitsweise haben Sie da entwickelt?

„Immer wieder etwas Anderes machen als vorher, ohne das Vorausgehende aufzugeben, alles mitnehmen und weiterführen“ (Silvia Bächli). Eine besondere Erfahrung waren die temporären Projekte wie die Realisierung der „Etagere“ 2011, die dreistö-

ckige Baumterrasse im Elisabeth-Park in Meran. An Wochenenden stand das Publikum groß und klein Schlange, um ganz nach oben zu klettern und dort den Blick auf den Park, auf die Passer zu haben und dabei mitten in der Baumkrone zu stehen. Für viele ging ein Kindertraum in Erfüllung. Ein ähnliches Projekt durfte ich dann im Fontana-Park in Chur ausführen: Eine großzügige Rundbank auf einem Podest um eine alte Buche. Sie entwickelte sich zu einem beliebten Treffpunkt vor allem für die Jugend.

Zurück zur Situation, in Südtirol Künstlerin zu sein: Sehr viele jüngere Kolleginnen und Kollegen klagen darüber, dass man hier als Künstler keine Möglichkeiten hat, keine Wertschätzung findet und lasten der Region ihre Provinzialität an ...

Provinz findet bekanntlich im Kopf statt. Wenn man sich Nischen, Räume und Themen mit künstlerischen Mitteln vor Ort erobert, ist es egal, wo man sich befindet. Das Charakteristische von meinem Künstlerdasein ist, dass ich mich auf mehreren Ebenen bewege. Ich möchte flexibel und offen für viele Bereiche sein. Denn jeder Lebensbereich kann mit den Mitteln der Kunst aufgeladen werden. Ich stimme Michel de Montaigne zu, der schrieb: „Alle Themen sind für mich gleichermaßen fruchtbar. Mir reicht der Gegenstand einer Fliege.“

Was sind das für Themen?

Zum Beispiel das Buch-Projekt zur Bahnstrecke Meran-Mals. Kurz vor der Sanierung der stillgelegten Bahnstrecke 2001 hat es bei mir Klick gemacht und so bin ich mehrmals auf Spurensuche entlang



der 60 km langen Bahnstrecke gegangen. Habe Geschichtsfragmente und Stimmungen aufgefangen, fotografiert, Gegenstände gesammelt, Zeitzeugen gesucht, gefunden und befragt und mir unzählige Geschichten erzählen lassen. Und nicht zuletzt habe ich mich meiner Lieblingsbeschäftigung hingegeben: dem Suchen, Sammeln und Stöbern. All das ist dann am Ende in ein Buch eingeflossen, das auch tatsächlich in kürzester Zeit vergriffen war und eine zweite Auflage erfahren hat. Ein Großteil der Abbildungen ist bereits Geschichte. Hinzu kam anschließend das „Vinschgerbahn Journal“, das ich 2005 anlässlich der Wiedereröffnung der Vinschgerbahn gestalten durfte. Ich bin auf Lokführer gestoßen, die gleichzeitig begabte Maler waren, habe persönliche Geschichten über Italiener erfahren, die man in Schienenwärterhäuschen, anfangs ohne Wasser und Strom, untergebracht hat. Mir wurden Fotografien und Berichte über ein Zugunglück zugetragen, an das sich niemand mehr erinnerte.

Bevor ich Sie traf, wurden Sie mir als „ernsthaft und konsequent“ beschrieben. Können Sie mit dieser Beschreibung etwas anfangen?

Oh ja. Ernsthaft und konsequent ... das gefällt mir. Vor allem möchte ich mit Passion an Themen herangehen und das Gefühl haben, Neuland zu entdecken, das es zu erobern gilt.

Kinderlose Frauen müssen ja immer erklären, warum sie sich gegen die Familiengründung entschieden haben. Passiert Ihnen das manchmal auch?

Frauen in verschiedenen Berufssparten werden oft über das Private definiert und interpretiert. Das Familienleben wird bei Frauen stärker hinterfragt als bei Männern. Ich brauche meine gesamte Kraft und Energie für meine Arbeit und mein Dasein. Ansonsten schätze und respektiere ich Kinder, finde spannend, wie sie denken und agieren.

Ihnen fehlen in Südtirol offenbar nicht die vordergründigen Impulse einer Großstadt. Wie groß ist Ihr Interesse an den Arbeiten zeitgenössischer junger und überhaupt anderer Künstlerinnen und Künstler?

Mich berührt Kunst, die mein Denken anregt, die Erfahrungen ermöglicht, die mein Auge fesselt und über die ich etwas über mich selbst lernen kann – Werke, die eine eigene Sphäre besitzen, die eigene Assoziationen und Vorstellungen herausfordern.

Interview: Sabine Funk



Interviewt wurden:

Barbara Christina Elias da Rocha, geboren 1979 in Rio de Janeiro in Brasilien. Hat in den letzten 13 Jahren in verschiedenen Ländern gelebt und gearbeitet. Studium der Betriebswirtschaftslehre in Rio de Janeiro und Lyon sowie Interior Design am Istituto Europeo di Design in Mailand mit Spezialisierung auf Social Design. Ihre berufliche Laufbahn ist sehr vielfältig: im Bankwesen in Rio de Janeiro, im Tourismus in Aspen/Colorado, Designerin in einem Architekturstudio in Mailand, Design Research in Kolumbien, Indien und Sizilien. Lebt seit 2012 in Bozen und arbeitet dort als Art Director beim Online-Magazin „franzmagazine“ sowie freiberuflich als Designerin. barbara-elias-darocha@gmail.com

Irene Folie Dejaco, geboren 1954 in Meran, aufgewachsen in Naturns und Seis. Besuch der Lehrerbildungsanstalt in Meran. Lebt seit 1976 in Brixen. Arbeitete als Grundschullehrerin in Feldthurns, Albeins und Milland. Nach der Pensionierung freie Mitarbeiterin bei der Tageszeitung „Dolomiten“, seit 2011 Redakteurin bei der Monatszeitschrift „Brixner“. Mitglied bei zahlreichen Kulturvereinen. irene.dejaco@brixner.info

Trudi Fulterer wurde 1967 als jüngstes von sechs Kindern in Kastelruth geboren und wuchs ohne Vater auf. Nachdem sich ihr anfänglicher Berufswunsch Säuglingsschwester nicht verwirklichen ließ, besuchte sie die Berufsschule und begann eine Lehre als Verkäuferin in einem Sportartikelgeschäft in Seis, in dem sie 15 Jahre lang arbeitete. Mit ihrem Mann führt sie heute eine Metzgerei in Seis und vermietet Ferienwohnungen. Das Ehepaar hat drei Kinder. Seit 25 Jahren ist Fulterer Mitglied der Musikkapelle Seis und glühende Verfechterin der Tracht: Sie ist eine der wenigen Südtirolerinnen, die die Kunst des Turmkappenstickens beherrschen. info@residencerabensteiner.it

Anna Heiss, 1988 in Brixen geboren und aufgewachsen. Studiert Germanistik und Kulturmanagement in Wien. Arbeitet als Regisseurin der Gruppe „VonPiderZuHeiss“ und bringt ihre Inszenierungen immer wieder gerne nach Hause mit. annaheiss@yahoo.de

Ingrid Hora, geboren 1976 in Bozen, arbeitet und lebt als freischaffende Künstlerin in Berlin. 2001/2002 Diplom und Master am The Bartlett, University College London, zwei Jahre später Master am Royal College of Art in London. Ingrid Hora war u.a. Stipendiatin der Akademie Schloss Solitude in Stuttgart, des Akiyoshidai International Art Village in Japan, Casino Luxemburg, Khoj in Delhi, Art Center in Los Angeles und Nordisk Kunstnarsenter Dale in Norwegen. Sie hat am Royal College of Art, Architectural Association und an der London Metropolitan University gelehrt. Horas Arbeit wird international ausgestellt und veröffentlicht. <http://www.ingridhora.com>

Valeria Merlini, geboren 1973 in Bozen. Lebt in Berlin als Klangkünstlerin, DJane und Kuratorin. Nach dem Abschluss ihres Architekturstudiums in Florenz absolvierte sie den Master of Sound Studies der Universität der Künste Berlin. In ihren Arbeiten untersucht sie auf interdisziplinäre und kritische Art Alltagsklänge im städtischen Kontext. Sie ist Mitgründerin des „Studio Urban Resonance“, Mitglied des italienischen Labels „Burb Enterprise“ und Co-Leiterin des „Staalplaat Radios“. Als DJane konzentriert sie

sich auf experimentelle elektronische Musik, ständig die Konventionen des Turntablism, der Musique Concrète, der freien Improvisation und der komponierten Musik erweiternd. Sie ist Direktorin des „MuseRuole“-Festivals und hat an zahlreichen Veranstaltungen und Ausstellungen teilgenommen, darunter an: „Music Unlimited #27“ (AT), „Tuned City Brussels“ (BE), „Open Provocation Festival“ 2013 (UK), „Festival Rue du Nord“ 2013 (CH), „Audiograf“ 2012 (UK), „Echtzeitmusiktage“ 2010 (DE), „STEIM's Turntable Night #7“ (NL), „Audioscoop / IntroInSitu“ (NL), „Das kleine Field-recording Festival“ (DE), „Avantgarde Festival Schiphorst“ (DE). <http://valeriamerlini.tumblr.com>, <http://jdzazie.tumblr.com>

Carmen Müller, geboren 1955 in Brixen, lebt und arbeitet in Meran. 1978 Diplom an der Hochschule für Angewandte Kunst in Wien, Arbeitsaufenthalte in Wien und Berlin, Artist in Residence im Hanse-Wissenschaftskolleg Delmenhorst. **Ausstellungen, Kunst im öffentlichen Raum und Publikationen (Auswahl):** 2013 „Kinderschloss Tirol“, Landesmuseum Schloss Tirol; 2012 „Die Loge an der Buche“, Fontana-Park Chur; 2011 „Etagere, temporäre Baumterrassen“, Elisabeth-Park Meran; 2011 „Haus, Stall, Garten“, Artenne Nenzing; 2011 „Erinnerungsraum einer Volksschulklasse in den 1960er-Jahren“, Bibliothek Marling / Publikation zur gleichnamigen Ausstellung; 2009 „Notizen aus Gärten“, Museion, Museum für moderne und zeitgenössische Kunst Bozen / Publikation zur gleichnamigen Ausstellung, Folio Verlag Wien-Bozen. www.carmenmueller.net

Krista Posch, geboren 1948 in Bozen, lebt als freie Schauspielerin und Chansonsängerin in München. Engagements führten sie u.a. ans Düsseldorfer und ans Züricher Schauspielhaus, nach München ans Bayerische Staatsschauspiel, an die Münchner Kammerspiele und das Volkstheater. Sie spielte Hauptrollen u.a. in Stücken von Sobol („Ghetto“), Camus („Die Gerechten“), Brecht („Der gute Mensch von Sezuan“), Shakespeare („Wie es Euch gefällt“), Tschchow („Drei Schwestern“), Kroetz („Nicht Fisch, nicht Fleisch“), Büchner („Leonce und Lena“), Lautensack („Die Pfarrhauskomödie“), Dorst („Korbes“) und Mitterer („Stigma“), Joanna Murray-Smith („Honour“) und bei den Münchner Opernfestspielen die Agnes Bernauer von Orff. Sie gastiert mit musikalischen Produktionen und Liederabenden, und arbeitet für verschiedene Sender. Sie dreht fürs TV, sie synchronisiert Filme. Aus dem Fernsehen kennt man sie aus „Das ewige Lied“, den drei Filmen „Bauernprinzessin“, sowie Serien wie „Tatort“, „Zugriff“, „Siska“, „Der Bulle von Tölz“, „Der Alte“ und „Soko Kitzbühel“. Dabei arbeitete sie mit namhaften RegisseurInnen wie Hartmut Griesmayr, Xaver Schwarzenberger, Peter Patzak, Karin Brandauer, Susanne Zanke, Franz Xaver Bogner und Max Färberböck. <http://www.krista-posch.de>

Annemarie Berchthold Schick, geboren 1931 in Augsburg. Kam 1941 zum Kinderballett des Augsburger Stadttheaters, trat dort 1947 in das Corps de Ballett ein und tanzte als Solistin die weiblichen Hauptrollen in Ballettabenden oder bei Balletteinlagen in Opern und Operetten. Ging 1956 als Ballettlehrerin in die USA und baute in Providence/Rhode Island eine Reihe von Ballettschulen auf. Heiratete 1957 den Bozner Arzt Germar Schick und übersiedelte 1958 mit ihm nach Bozen. 2 Kinder, Hannes und Verena. Mitte der 1960er-Jahre dreijährige Ausbildung zur Yogalehrerin bei der „Federazione italiana yoga“ in Rom und Abschluss mit Diplom. Weiterbildungen v.a. in der Schweiz, in Frankreich,

Indien und in den USA. Von 1969 bis 2012 gab sie Yogaunterricht in Bozen, zuerst im privaten Kreis, später im größeren Rahmen.

Eva Maria Widmair, 1967 in Meran geboren und in Dorf Tirol als Hotelierskind aufgewachsen. In Meran hat sie die Hotelfachschule Kaiserhof besucht, anschließend in Innsbruck Germanistik studiert und in Südtirol die Lehramtsprüfungen für Mittel- und Oberschule abgelegt. Zwei Jahre lang unterrichtete sie an einer Mittelschule, dann zog sie 1992 nach Wien, unterrichtete dort Deutsch als Fremdsprache und begann ein Doktoratsstudium. 1997 promovierte Widmair im Fach Deutsche Philologie mit einer Dissertation über Markus Vallazzas grafische Rezeption von Literatur. 1999 arbeitete sie als Lektorin beim Wiener Verlag Picus, von 2000 bis 2007 lektorierte sie für den Folio Verlag in Wien. Seit 2008 ist Eva Maria Widmair selbstständig tätig. Sie hat zahlreiche Sachbücher, Kunstbände und belletristische Werke (unter anderem die Krimis von Eva Rossmann) lektoriert. <http://www.widmair-lektorat.at>

Autorinnen:

Sonja Eismann, geboren 1973, lebt und arbeitet in Berlin. Sie war Mitbegründerin der Wiener Zeitschrift „nylon. KunstStoff zu Feminismus und Popkultur“ und arbeitete beim Kölner Popkulturmagazin „Intro“. 2007 gab sie den Reader „Hot Topic. Popfeminismus heute“ heraus und gründete 2008 gemeinsam mit Steffi Lohaus und Chris Köver das „Missy Magazine“. 2012 veröffentlichte sie den Reader „absolute fashion“ sowie „Mach's selbst. Do It Yourself für Mädchen“; 2013 folgte „Glückwunsch, du bist ein Mädchen“. In Texten, Workshops, Vorträgen und Lehrveranstaltungen beschäftigt sie sich mit aktuellen feministischen und Do-It-Yourself-Diskursen, der Repräsentation von Geschlecht in der Populärkultur sowie mit Konzepten des Utopischen in der Mode. sonja@missy-mag.de

Carla Thuile, geboren 1992 in Bozen, wo sie das Humanistische Gymnasium besuchte. Studiert in Salzburg Latein und Deutsch für das Lehramt. Während der Schulzeit begann sie Kurzgeschichten zu schreiben. 2010 gewann sie den Literarischen Wettbewerb der Stiftung Südtiroler Sparkasse und des Südtiroler Künstlerbunds für Ober- und HochschulereInnen in der Kategorie Oberschüler / Prosa. Sie ist Gründungsmitglied des Literaturportals „Lipo – Jugend schreibt“ und war 2013 Finalistin bei den Bozner Autorentagen der Vereinigten Bühnen Bozen. carla.thuile@gmx.net

Fotos:

Ulrike Bernard, geboren 1985 in Bozen. 2012 Meisterschülerprüfung an der Universität der Künste Berlin. Sie erhielt zusammen mit Caroline Profanter den „Transart-SKB-Museion-Preis“ 2013 zur Entwicklung ihrer Soundperformance / des Livehörspiels „Aui Oi“, das sie im Rahmen des „Transart“-Festivals 2013 mit 5 weiteren MusikerInnen und RadioexpertInnen uraufführte und das in die Sammlung des Museion, Museum für moderne und zeitgenössische Kunst Bozen, aufgenommen wurde. 2013 veröffentlichte sie den Text „Kontextverschiebung (Moonlight Classic)“ im ersten Magazin „39NULL“ zum Thema „Landflucht der Kreativen?“, kol-

laborierte mit der Galerie Prawneg&Wolf, Bruneck, in Form einer Kuration und steuerte ein Hörstück für das Festival „MuseRuole – Frauen in experimenteller Musik“ bei. 2013 „Fame“, Einzelausstellung ihrer fotografischen Arbeiten in der Galerie Foto Forum, Bozen. **bernard.ulrike@rolmail.net**

Die Interviews führten:

Susanne Barta, geboren 1967 in Innsbruck, lebt seit 1995 in Bozen. Studium der Rechtswissenschaften in Innsbruck und Wien. 2007 Master für Coaching und lösungsorientiertes Management an der PEF, Privatuniversität für Management, Wien. Gestalterin und Moderatorin der wöchentlichen Radiokultursendung „studio 3“ im RAI-Sender Bozen; Konzept und Redaktion der Frauenkulturzeitschrift **alpenrosen**; Publizistin, Moderatorin, Coach.

www.susannebarta.com

Sabine Funk, geboren in Kassel, besuchte 1998-2002 den Studiengang Kulturarbeit an der Fachhochschule Potsdam und studierte 2001 Arts, Entertainment & Media Management am Columbia College Chicago/USA. Sie ist seit 2008 frei tätig im Bereich PR, Text und Redaktion mit Schwerpunkt auf Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für den Kulturbereich, Onlinetexting, SEO und Contentkreation. Lebt seit einigen Jahren in Meran. **mail@sabinefunk.de**

Angelika Gasser, geboren 1968 in Bozen, Übersetzerstudium in Triest, 2003 Diplom für Non-Profit-Management der Universität Fribourg/Schweiz, seit 2005 Leiterin des Amtes für Deutsche Kultur der Südtiroler Landesverwaltung.

angelika.gasser@provinz.bz.it

Alexandra Kienzl, geboren 1979, Matura am Neusprachlichen Lyzeum in Meran, Studium der Anglistik und Amerikanistik sowie der Deutschen Philologie in Innsbruck und Birmingham/England. Nach dem Studium Assistentin bei einer internationalen Produktionsfirma in Galway/Irland, Werbetexterin in Bozen, dann einige Jahre als Englisch-Lehrerin an Südtiroler Oberschulen tätig. Derzeit Redakteurin beim Südtiroler Wochenmagazin „ff“.

alexandra.kienzl@ff-bz.com

Renate Mumelter, 1954, Bozen, Germanistik Innsbruck, Vorsitzende der Südtiroler Hochschülerschaft (1976), Unterricht (Mittel-, Oberschulen, Universität), publizistische Arbeit (u.a. RAI-Sender Bozen, „Sturzflüge“), Filmkritikerin („ff“, „Die Neue Südtiroler Tageszeitung“, „franzmagazine“), Mitbegründerin der Filmschule ZeLIG, Journalistin (Deutsches Blatt des „Alto Adige“, seit 1996 Presseamt der Stadt Bozen). Gemeinsam mit Sabine Gruber Verwalterin des literarischen Nachlasses von Anita Pichler. Vorsitzende der Plattform für Kulturlobbying KulturForumCultura. Diverse Publikationen, u.a. „Contro Corrente. Das Deutsche Blatt im Alto Adige“ Edition Raetia, 2010 mit Eva Klein und Günther Pallaver. **rmumelter@libero.it**

Margit Oberhammer, geboren 1952 in Toblach, lebt in Bozen als Mitarbeiterin der Freien Universität Bozen, als Kulturpublizistin und Kritikerin für verschiedene Medien. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Herausgeberin der Anthologie „Wortkörper“. **maroberhammer@hotmail.com**

Alexandra Pan, geboren 1961 in Zürich, aufgewachsen in Bozen, Studium der Kunstgeschichte in Wien. Arbeitet seit 1991 im Amt für Deutsche Kultur der Südtiroler Landesverwaltung: Organisiert Ausstellungen, Veranstaltungen und koordiniert verschiedene Publikationen des Kulturamtes. Sie war federführend beteiligt am Aufbau des Projekts und Online-Portals „Kulturgüter in Südtirol“ (2003-2011), und der „Servicestelle Museen“ (2005-2010). Referate und Fachbeiträge zu diesen Themen.

alexandra.pan@provinz.bz.it

alpenrosen 08

Edith Moroder (Text)
Eva Klein
Manuela Kerer
Frida Parmeggiani
Debora Scaperrotta
Erika Wimmer
Sissa Micheli
Margareth Obexer (Text)
Edith Eisenstecken/Evi Oberkofler
Schwester Klara Rieder
Veronika Gröber
Rut Bernardi

alpenrosen 09

Esther Stocker
Sabine Gruber (Text)
Sylvia Pichler
Anna Maria Grandi Müller
Roberta Dapunt
Sabine Folie
Isolde von Mersi (Text)
Ingeborg Bauer Polo
Gerti Drassl
Veronika Riz
Cäcilia Perkmann
Heidi Gronauer

alpenrosen 10

Tizza Covi
Elisabeth Flunger
Martina Drechsel
Ulrike Kindl (Text)
Waltraud Staudacher
Ingrid Canins
Alma Vallazza
Lydia Ninz (Text)
Linda Wolfgruber
Notburga Schenk
Federica Pallaver
Verena Winkler

alpenrosen 11

Gabriela Oberkofler
Bettina Galvagni
Carmen Tartarotti
Esther Mitterstieler (Text)
Anna Wielander-Platzgummer
Ina Tartler
Anna Quinz/Kunigunde Weissenegger
Maria E. Brunner (Text)
Renate Kokot
Laura Tabarelli
Margareth Dorigatti
Judith Unterholzner

alpenrosen 12

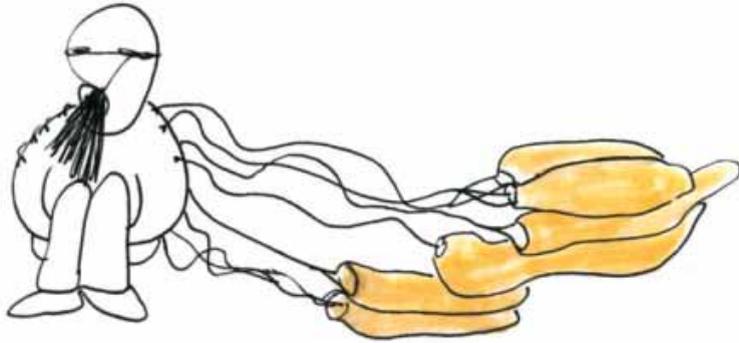
Barbara Tavella
Nadia Kammerer
Gabriella Serra di Cassano
Birgit Unterholzner (Text)
Sabine Funk
Brigitte Mazohl
Marion Piffer Damiani
Alissa Thaler
Helene Flöss (Text)
Katharina Hohenstein / Sonja Steger
Elfriede Kehrner
Ganes

alpenrosen 13

Maria Niederstätter
Evi Romen
Priska Comploi
Daniela Unterholzner (Text)
Irene Girkingner
Letizia Ragaglia
Sonia Leimer
Inga Hosp
Nadja Thoma (Text)
Susanne Waiz
Gudrun Sulzenbacher
Lisa Mazza

alpenrosen 14

Krista Posch
Ingrid Hora
Trudi Fulterer
Sonja Eismann (Text)
Irene Folie Dejacó
Anna Heiss
Annemarie Schick
Valeria Merlini
Carla Thulie (Text)
Eva Maria Widmair
Barbara Elias da Rocha
Carmen Müller



waiting for wind....

